DIETMAR NEUTATZ

Der Stalinismus in der Neuen Kulturgeschichte

Der Stalinismus in der Neuen Kulturgeschichte

Dietmar Neutatz

I. Kultur und Alltag des Stalinismus

Die „Neue Kulturgeschichte“ wird gemeinhin nach der auf die politischen Strukturen ausgerichteten Totalitarismustheorie und den sozialgeschichtlichen Ansätzen der siebziger und achtziger Jahre als die bislang letzte Entwicklungsstufe der Stalinismusforschung betrachtet.¹ Diese fast schon teleologische Sichtweise, die durch die sukzessive Überwindung jeweils als „veraltet“ begriffener Ansätze letztlich am „Ziel“ landet, vereinfacht zwar die gegenwärtige Forschungslandschaft allzusehr – bei genauerer Betrachtung werden nach wie vor und mit guter Berechtigung politik- und sozialgeschichtliche Themen bearbeitet – dennoch ist in den letzten Jahren ein Trend zu kulturgeschichtlich orientierten Fragestellungen zu beobachten.² Bedingt durch die Öffnung der Archive und das Bedürfnis, die stalinistische Diktatur in ähnlicher Weise aufzuarbeiten, wie das mit der nationalsozialistischen schon seit mehr als vierzig Jahren geschieht, hat die Forschung zum Stalinismus im vergangenen Jahrzehnt geboomt.

Das erste der hier zu besprechenden Bücher nimmt für sich in Anspruch, neue Forschungsansätze zu repräsentieren. „Stalinism – New Directions“ betitelt sich der von *Sheila Fitzpatrick* herausgegebene Sammelband.³ Man kennt Fitzpatrick als Verfasserin einer Reihe gewichtiger Beiträge zur Erforschung des Stalinismus sowie als Wortführerin der amerikanischen „Revisionisten“ in den achtziger Jahren. In ihrem folgenreichen Diskussionsanstoß in der Zeitschrift „The Russian Review“⁴ hatte sie 1986 für eine sozialgeschichtlich orientierte Betrachtung des Stalinismus „von unten“ und die Erschließung neuer Themenfelder plädiert. Man dürfe die Geschichte der Sowjetunion unter Stalin nicht immer nur bloß unter den Aspekten des Terrors und der Repressionen und die Gesellschaft lediglich als Manipulationsobjekt von Staat und Partei sehen, sondern müsse fragen, ob gesellschaftliche Gruppen nicht auch aus sich heraus Entwicklungen beeinflussten, Konflikte austrugen und die Politik mitbestimmten.

Die sozialgeschichtliche Forschung zum Stalinismus, die allerdings nicht erst durch diese Debatte angestoßen wurde,⁵ hat inzwischen wichtige Ergebnisse geliefert, die für die gegenwärtigen kulturgeschichtlichen Untersuchungen unentbehrlich sind. Die Prämissen, von denen die „Revisionisten“ ausgegangen waren, haben sich, seitdem die Quellen weitgehend zugänglich sind, vielfach nicht bewahrheitet. Es hat sich gelohnt, mit neuen sozialgeschichtlichen Fragestellungen an die Sowjetgeschichte heranzugehen, aber das Maß an Mitbestimmung „von unten“, an „Enthusiasmus“ und an sozialem Rückhalt des stalinistischen Regimes wird heute wieder geringer eingeschätzt.

Nun tritt Fitzpatrick abermals als Promotorin neuer Fragestellungen auf. Sie hat in dem 2000 erschienenen Sammelband Beiträge junger Historiker aus Amerika, England, Rußland und Deutschland zusammengetragen, von denen allerdings etliche schon früher an anderer Stelle publiziert worden waren. Mit „new directions“ sind, wie man im Vorwort lesen kann, ausschließlich kulturgeschichtliche und linguistische Ansätze gemeint. Die ausgewählten Beiträge befassen sich mit sozialen Identitäten (Abschnitt I), privaten und öffentlichen Praktiken (II), Konsum und Zivilisation (III) sowie mit Teilaspekten des Terrors (IV) und der Nationalitätenpolitik (V). Außen- und Innenpolitik, Wirtschaft, Demographie

und andere Themenbereiche sind nicht vertreten. Die Auswahl kann als gelungen betrachtet werden, sie bietet Stoff zum Nachdenken und zum Diskutieren, aber man sollte sich darüber im Klaren sein, daß sie nur einen kleinen Ausschnitt der aktuellen Forschung repräsentiert.⁶

Der erste Abschnitt („soziale Identitäten“) befaßt sich mit dem Konstrukt der gesellschaftlichen Klasse. Klasse wird in Anlehnung an E. P. Thompson nicht als gegebene Kategorie, sondern als eine veränderbare subjektive Identität begriffen. Sheila Fitzpatrick zeigt das in ihrem Artikel über die Klassenzuschreibung und die Konstruktion sozialer Identität. „Klasse“ war im Sowjetstaat weniger ein sozioökonomisches Attribut als eine Zuschreibung, die vor allem die Funktion hatte, die Rechte und Pflichten der Betroffenen gegenüber dem Staat zu definieren und zwischen Freund und Feind zu unterscheiden. Sarah Davies fragt anhand von NKVD- und Parteiberichten nach der sozialen Identität der Leningrader in den dreißiger Jahren. Im Gegensatz zur offiziellen Selbstdarstellung der Sowjetunion als klassenlose Gesellschaft behielten viele Menschen ein dualistisches Gesellschaftsbild bei: Sie unterschieden zwischen denen ohne Macht („wir“) und den Mächtigen („die da oben“). Die Empfindung einer solchen Kluft ist nicht überraschend, hilft aber zu verstehen, warum Stalins Terror in der Gesellschaft eine gewisse Unterstützung fand: Die Aversionen gegen die neuen Klassen von Privilegierten, Peinigern und Ausbeutern nährten 1937 im Zuge des Großen Terrors einen Rachedurst gegen die Mächtigen, die nun ans Messer geliefert wurden.

Stalinismus als soziale Praxis ist in letzter Zeit zu einem Forschungsschwerpunkt geworden. Eine der Hauptfragen ist die nach dem Verhältnis zwischen privaten und öffentlichen Praktiken und zwischen privater und öffentlicher Sphäre (Abschnitt II). Jochen Hellbeck untersucht am Beispiel des Tagebuchs von Stepan Podlubnyj die Verinnerlichung der offiziell verkündeten Werte durch ein Individuum. Podlubnyj – seit der Veröffentlichung seines Tagebuchs⁷ eine prominente und vielfach bemühte Figur der Stalinismusforschung – kam Anfang der dreißiger Jahre als junger Mann nach Moskau, verbarg seine Herkunft aus einer Kulakenfamilie und benutzte das Tagebuchschreiben, um sich zu einem treuen Sowjetbürger und Kommunisten umzuformen. Hellbeck verwirft die Einschätzung, daß die Menschen im Stalinismus öffentlich gelogen und nur privat die Wahrheit gesagt hätten. Podlubnyjs Tagebuch verbindet in der Tat die öffentliche und die private Sphäre. Ob man aus diesem Text so weitreichende Schlüsse ableiten kann, wie Hellbeck es tut, ist zweifelhaft – provokant und anregend sind seine Thesen allemal.

Vladimir Kozlov, der als stellvertretender Direktor des Staatsarchivs der Russischen Föderation das Privileg genießt, NKVD-Materialien einzusehen, die für gewöhnliche Forscher nicht zugänglich sind, greift in seinem Beitrag über die Funktionen der Denunziation die vom „linguistic turn“ à la Foucault inspirierte zentrale These aus Stephen Kotkins Studie über Magnitogorsk⁸ auf: Die Sowjetbürger hätten nicht nur die offizielle Sprache übernommen, sondern damit auch ihr Denken verändert. Er unterscheidet zwischen „interessierten“ und „uninteressierten“ Denunziationen und zeigt, daß erstere bei der Kontrolle von Machtmißbrauch örtlicher Organe und als Ventil zur Äußerung von Unzufriedenheit eine wichtige Rolle spielten.

Alexej Kojevnikov untersucht die öffentlichen Rituale im Bereich der Wissenschaften und kommt zu dem Ergebnis, daß die Wissenschaftler, wenn sie „Kritik und Selbstkritik“ oder „Disputation“ praktizierten, den offiziellen Diskurs eher adaptierten als die von ihm transportierten Werte verinnerlichten. Man konnte durchaus eigene Diskussionen in diesen vordefinierten Rahmen führen, sie mußten allerdings so enden, wie es die Partei praktizierte: mit einer Resolution, die über „richtige“ und „falsche“ Standpunkte ein Urteil fällte.

Der dritte Abschnitt thematisiert den Kontrast zwischen der schlechten Versorgungslage und der Propagierung „kultivierten“ Lebens und früher als bürgerlich verpönter Werte in den dreißiger Jahren. Julie Hessler wirft einen Blick auf die Güterverteilung und den konsumorientierten Diskurs rund um Stalins Parole, das Leben sei besser geworden. Ergänzend geht Vadim Volkov dem in den dreißiger Jahren allgegenwärtigen Begriff der „Kultiviertheit“ (kulturnost') auf den Grund. Lewis H. Siegelbaum rekonstruiert anhand von Briefen, was sich Kolchosbauern zum Leben wünschten und wie sie tatsächlich lebten. Auch hier spielt der Rekurs auf die kulturnost' eine wichtige Rolle.

Im vierten Abschnitt werden zwei spezielle Facetten des Terrors beleuchtet. Dabei wird deutlich, wie vielschichtig das Phänomen ist und daß es wohl nie eine Universalerklärung geben wird. James R. Harris untersucht den Terror gegen lokale Funktionärscliquen in Sverdlovsk. Wie anderswo auch üblich, hatte die Sverdlovsker Führung Fehlschläge des industriellen Aufbaus vertuscht, und mußte sich dafür 1936 wegen „Konspiration“ und volksfeindlicher Aktivität verantworten. Paul Hagenloh lenkt den Blick auf einen ganz anderen Aspekt des Terrors: die Massenverhaftungen von Außenseitern der Gesellschaft im Gefolge der Politbürobeschlüsse vom Juli 1937. Betroffen waren Prostituierte, Bettler, Landstreicher, Sektierer und andere Gruppen, die von der gesellschaftlichen Norm abwichen.

Der fünfte Abschnitt ist der Nationalitätenfrage gewidmet. Yuri Slezkine analysiert, wie die Bolschewiki, trotz ihrer den Nationalismus verurteilenden Ideologie, ethnische und nationale Partikularismen förderten. Er plädiert dafür, die diesbezüglichen Anstrengungen des Regimes als Ausdruck einer ehrlichen Politik anzuerkennen. Im Gegensatz zur herkömmlichen Meinung beurteilt er die stalinistische Nationalitätenpolitik nicht als Abkehr von der Förderung der Nationalitäten, sondern vielmehr als eine Normalisierung gegenüber dem in seinen Augen übertriebenen „Karneval der Nationalitäten“ in den zwanziger Jahren. Der Stalinismus erscheint aus dieser beinahe schon idyllischen Perspektive als eine vernünftige Politik, die es mit den Nationalitäten gut meinte und lediglich Übertreibungen und Auswüchse abstellte – eine Interpretation, die nicht überzeugt, weil sie die Gewalttätigkeit der stalinistischen Nationalitätenpolitik außer acht läßt. Überdies haben andere Studien gezeigt, daß auch die Nationalitätenpolitik der zwanziger Jahre durchaus herrschaftsorientiert war. Es ging in erster Linie nicht darum, Wünsche der Nationalitäten zu erfüllen, sondern sie über die Einbindung ihrer eigenen Eliten zu sowjetisieren. Terry Martin, der zwar wie Slezkine den Sowjetstaat als Förderer nationaler Identitäten beschreibt, ergänzt denn auch mit seinem Beitrag einen wichtigen Gesichtspunkt, nämlich das Umschlagen auf einen primordialen Nationsbegriff in den dreißiger Jahren, der in weiterer Folge die Kategorie der Feindnation erzeugte. Aus der Vorstellung heraus, daß Diasporanationalitäten, die im kapitalistischen oder gar faschistischen Ausland ihre Mutternation hatten, potentiell gefährlich seien, wurden ab 1935 Deutsche, Polen und Koreaner aus den Grenzgebieten ins Landesinnere deportiert.

Um ein Fazit zu ziehen: Der Sammelband ist lesenswert und als Einstiegslektüre in aktuelle Forschungsprobleme zu empfehlen. Die Beiträge weiten den Blick auf interessante Aspekte. Auf die Kernfragen der Stalinismusforschung, warum dieses System sich etablieren konnte und wie es so viele Menschen dazu brachte, mitzumachen, gibt er indes keine neuen Antworten.

Fast gleichzeitig zu diesem mit Abschnittseinleitungen und Literaturlisten beispielhaft redigierten Sammelband hat *Sheila Fitzpatrick* eine eigene Monographie vorgelegt, die das Alltagsleben in der Sowjetunion unter Stalin zum Thema hat.⁹ Das Buch, eine Synthese der neueren Literatur und ergänzender eigener Quellenstudien, ist übersichtlich gegliedert und flüssig zu lesen. Es gibt einen guten Überblick über die Probleme, Widersprüchlich-

keiten, Ungeheuerlichkeiten und Absurditäten des Alltagslebens in der Sowjetunion der dreißiger Jahre. Im Auge muß man dabei allerdings behalten, daß sich die Darstellung auf die städtische Bevölkerung konzentriert, die in den dreißiger Jahren noch eine Minderheit der Gesamtbevölkerung ausmachte. Auf dem Land sah und sieht heute noch vieles anders aus, wie die Verfasserin schon früher in einem ihrer Bücher gezeigt hat.¹⁰ Die Darstellung handelt weiter – wie Fitzpatrick selbst einräumt – von Rußland, nicht von der Sowjetunion in ihrer Eigenschaft als Vielvölkerreich. Die Besonderheiten der nichtrussischen Peripherien zu berücksichtigen, hätte den Rahmen des Buches bei weitem gesprengt.

Das Buch behandelt acht Aspekte: Die Rolle der Partei und der Bürokratie, Selbstverständnis, Herrschaftsstil und Mentalitäten der Funktionäre (Kap. 1), die Versorgungsprobleme (Kap. 2), die „sozialistische“ Umgestaltung des Lebens und des „neuen Menschen“ (Kap. 3), das abgestufte System von Privilegierungen und Patronagebeziehungen (Kap. 4), die Ausgrenzung „fremder Elemente“ aus der Gesellschaft (Kap. 5), Probleme des Familienlebens und der Frauen (Kap. 6), die Überwachung der Stimmungen unter der Bevölkerung und deren Äußerungen (Kap. 7), den Massenterror des Jahres 1937 und die Überlebensstrategien der Bevölkerung (Kap. 8).

Fitzpatrick will in diesem Buch zeigen, wie Sowjetbürger versuchten, unter außergewöhnlichen Umständen ein normales Leben zu führen, wie sich im Stalinismus der „Homo sovieticus“ herausbildete. Alltag versteht sie als Praxis, als Verhaltensweisen und Überlebensstrategien, die Menschen entwickelten, um mit bestimmten sozialen und politischen Vorgaben fertig zu werden. Es war eine Zeit der Umbrüche, die fast jeden massiv betrafen: Millionen wechselten den Wohnort und Arbeitsplatz, zogen meist vom Land in die Stadt oder waren jahrelang von Großbaustelle zu Großbaustelle oder von Stadt zu Stadt unterwegs, auf der Suche nach einem erträglichen Leben. Alte Hierarchien wurden umgekehrt, bis dahin gültige Werte und Sitten diskreditiert, die neuen Werte waren häufig verwirrend und für einen Großteil der älteren Generation nicht akzeptabel. Das Regime proklamierte eine heroische Epoche, in der man das Alte zerstören und Neues aufbauen und auch den Menschen umformen werde. Auf menschliche und materielle Opfer wurde bei dieser radikalen Umgestaltung keine Rücksicht genommen. Teile der Bevölkerung fanden sich zudem stigmatisiert, ausgegrenzt und verfolgt als „soziale fremde Elemente“ oder „Volksfeinde“. In der Wahrnehmung der Bevölkerung war jedoch die massivste Beeinträchtigung das Verschwinden von Konsumgütern aus den Geschäften zu Beginn der dreißiger Jahre und die damit beginnende Zeit der Versorgungsengpässe. Mit den Jahren lernten die Sowjetbürger, daß die Versorgungsprobleme nicht nur vorübergehender Natur waren und stellten sich langfristig darauf ein. Den „Homo sovieticus“ zeichnete vor allem die Fähigkeit aus, knappe Waren zu ergattern.

Das Buch handelt von überfüllten Mehrfamilienwohnungen („kommunalka“), verlassenen Ehefrauen, Vätern, die sich aus dem Staub machten, Lebensmittel- und Kleidungsengpässen, Schlangen vor den Läden, dem Murren der Menschen über diese Zustände und den Reaktionen der Regierung auf die Unzufriedenheit. Es beschreibt den unsäglichen Bürokratismus und die Strategien der Menschen, diesen durch Patronagebeziehungen und „Kontakte“ („blat“) zu umgehen, es zeigt die Abstufungen zwischen den Privilegierten und den Ausgestoßenen, die Überwachung und den Terror. Der Staat war im Alltagsleben allgegenwärtig und für fast alles der Bezugspunkt. Er war Arbeitgeber, Produzent und Verteiler von Produkten, er regulierte (zumindest im Anspruch) das gesamte Leben. Diese Dominanz des Staates, die auch von der Bevölkerung so empfunden wurde, fließt in Fitzpatricks Konzept von „Alltag“ ein: Sie definiert „Alltag“ in erster Linie als alltägliche Interaktion mit dem Staat. Aspekte wie Freundschaft, Liebe, Privatleben und nicht organisierte Freizeit blendet sie daher weitgehend aus.

Was sie einbezieht, sind sinnstiftende Zusammenhänge, in denen die Zeitgenossen ihre Gegenwart konzeptualisierten. Fitzpatrick nennt diese Zusammenhänge „Geschichten“ (stories). Drei dieser „Geschichten“ hebt sie als konstitutiv für die Sowjetgesellschaft der dreißiger Jahre besonders hervor: Zentral ist die Geschichte von der „leuchtenden Zukunft“, also die offiziell propagierte und von vielen übernommene Vorstellung, daß man vorübergehend zwar Opfer erbringen müsse, aber dafür mit historischer Gesetzmäßigkeit später eine leuchtende, sozialistische Epoche genießen könne. Wissen und Nichtwissen, Akzeptanz und Nichtakzeptanz dieser „Geschichte“ bestimmten die Wahrnehmung der Realität, entweder als Meilenstein auf dem Weg in den Sozialismus oder aber als trostlose Misere. Hinzu kommen die Geschichten von der „überwundenen Rückständigkeit“ und vom „bevorstehenden Krieg“. Mit der einen trichterte die Führung der Bevölkerung immer wieder ein, was sie der Revolution zu verdanken habe, die andere diene als Begründung für die hektischen Anstrengungen der Fünfjahrespläne und das Inkaufnehmen gewaltiger Opfer für die Industrialisierung. Die Sowjetunion müsse gerüstet sein für den Angriff der Kapitalisten, der zum Existenzkampf werde. Auch der Große Terror hat seinen Platz in diesem Sinnzusammenhang des Wachsam- und Gerüstetseins gegenüber den äußeren und inneren Feinden.

Der rote Faden ist die Prämisse, daß die Sowjetbürger trotz der außergewöhnlichen Umstände versuchten, ein „normales“ Leben zu führen. Fitzpatrick beschreibt Szenarios und die entsprechenden Strategien der Menschen, sie zu bewältigen. Zweifellos ist diese Alltagsgeschichte den kulturgeschichtlichen Darstellungen des Stalinismus zuzuordnen. Sie ist aber Kulturgeschichte in einem sehr breiten und wohlthuend integrativen Sinne: Die subjektive Wahrnehmung der Realität hat darin ebenso ihren Platz wie die Beschreibung konkreter Handlungsweisen, die das Subjekt an den Tag legte, und die „konventionelle“ sozial- und ereignisgeschichtliche Darlegung der Umstände, in die das Subjekt eingebettet war.

Fitzpatrick zeigt, in Anlehnung an Kotkins „speaking Bolshevik“, daß der Stalinismus die Menschen tatsächlich veränderte, allerdings nicht unbedingt in die gewünschte Richtung. Statt des „neuen Menschen“ entstand das, was sie den „Homo sovieticus“ nennt. Zur Taktik des „Homo sovieticus“ gehörten unter anderem auch das Verbergen ungünstiger Teile der eigenen Biographie und die Selbstmaskierung, das Tragen von Larven. Viele Menschen stellten nach außen hin das zur Schau, was man von ihnen erwartete. Die doppelte Identität, die öffentliche und die „wirkliche“ private, konnten allerdings auch aufeinander einwirken. Es gab Menschen, die zu dem werden wollten, was sie nach außen hin darstellten, die den öffentlichen Teil ihrer Persönlichkeit so gut spielten, daß sie ihn verinnerlichten. Im Deutschen könnte man das vielleicht als „Schildbürgereffekt“ bezeichnen.¹¹ Wer Pech hatte, wurde „entlarvt“, wie ein beliebter zeitgenössischer Terminus lautete. Zu einer „Entlarvung“ durch Denunziation beizutragen, wurde von den Menschen bei vielfältigen Gelegenheiten erwartet. Denunziationen konnten aus recht unterschiedlichen Motiven erfolgen: aus eigennützigem, wie dem Loswerden eines verhassten Nachbarn oder Mitbewohners, aus Pflichtbewußtsein, aus Angst vor Klassenfeinden oder auch als Taktik bei Konflikten innerhalb der Bürokratie. Denunziation konnte auch ein Akt der Rache an Funktionären sein, wie Fitzpatrick schon an anderer Stelle am Beispiel der Kolchosbauern gezeigt hatte.¹²

Die Quintessenz des Buches, die Fitzpatrick in ihrem Schlußkapitel herausdestilliert, ist eine Charakteristik des „Homo sovieticus“, den der stalinistische Alltag hervorbrachte. Sie beschreibt ihn als einen durch die ständigen Widersprüchlichkeiten und die Unberechenbarkeit des Regimes fatalistisch und passiv gewordenen Typus, der in der Überzeugung lebte, sein Schicksal nicht selbst bestimmen zu können. „Man konnte nichts tun“, war

schon im Harvard-Befragungsprojekt der fünfziger Jahre, als man mit Emigranten und displaced persons aus der Sowjetunion Interviews führte, eine häufige Antwort gewesen. Diesen ungeachtet war der „Homo sovieticus“ aber ein Überlebenskünstler, erfinderisch in bezug auf Strategien, sich zu schützen, zu überleben. Die Unberechenbarkeit des Regimes leistete einer „Spielermentalität“ Vorschub. Der „Homo sovieticus“ verhielt sich keineswegs so vorsichtig, wie man es angesichts der alltäglichen Gefahren annehmen sollte, sondern hasardierte bisweilen, in der Hoffnung, er werde schon Glück haben, und in der Erkenntnis, daß die Verhaftung nicht von schuldhaftem Verhalten abhängig war, sondern jeden treffen konnte. Ein Industriemanager konnte gar nicht anders, als zu hasardieren, wenn er seinen Betrieb am Laufen halten wollte. Diese Spielermentalität stand in krassem Gegensatz zu der rationalen Planungsmentalität, die das Regime propagierte. Das Hasardieren änderte nichts daran, daß die Menschen Angst hatten und daher passive Konformität und nach außen hin Gehorsam an den Tag legten. Gleichzeitig bewahrten sie aber eine Grundsepsis, nahmen das Regime und seine Propaganda nicht ganz ernst. „Auch das wird vorübergehen“, war eine häufige Reaktion auf einen Kurswechsel.

Solche Zuschreibungen kollektiver Eigenschaften sind natürlich *per se* problematisch. Auch der „Homo sovieticus“ war kein geklonter Einheitsmensch, der im Stil Pavlovscher Konditionierung auf bestimmte Situationen vorhersehbar reagierte, sondern eine Spezies von Individuen mit ihren persönlichen Eigenschaften und Charakteren. Dennoch ist etwas Wahres an den Beobachtungen und Überlegungen von Fitzpatrick. Es gab typische Verhaltensweisen und Strategien, den Alltag zu bewältigen, die im Einzelfall mehr oder weniger zum Tragen kamen.

Das Verhältnis zwischen den Bürgern und ihrem Staat versucht Fitzpatrick anhand von bildlichen Metaphern auf den Punkt zu bringen, die amüsant sein könnten, wenn die damit beschriebene Realität nicht so tragisch gewesen wäre: Das stalinistische Regime vergleicht sie mit einem Gefängnis, einer Wehrpflichtigenarmee, einer strengen Schule oder gar einer Suppenspeisung. Die Summe der Eigenschaften, die man diesen Metaphern entnehmen kann, bildete die Realität der dreißiger Jahre: Kasernierung, strenge Disziplin, Eingebundensein in eine geschlossene Institution mit einem eigenen Verhaltenskodex, Angst vor Bestrafung, scharfe Trennlinien zwischen den Lehrern bzw. Offizieren und den Schülern bzw. Rekruten. Hinzu kommen eine Art Korpsgeist, das Lernen, die Erziehung, die Zivilisierungsfunktion, kollektive Aktivitäten. Die Suppenküche symbolisiert die Tendenz der Sowjetbürger, sich selbst als arm zu präsentieren und vom Staat zu erwarten, daß er sich um die Versorgung mit Lebensmitteln, Kleidung und Unterkunft kümmerte.

Das Buch ist weniger ein Beitrag zur kulturgeschichtlichen Grundlagenforschung, als eine bündige und gut geordnete Zusammenschau mit Handbuchcharakter. Von einem Handbuch unterscheidet sich das Werk allerdings durch die Quellennähe – wobei manches direkt aus den Quellen zitiert wird, was bereits durch Sekundärliteratur aufgearbeitet ist – und die Auflockerung der Darstellung durch zeitgenössische Witze, längere Zitate aus Berichten, Briefen, Memoiren oder Tagebüchern. Flüssig und anregend zu lesen, gibt es einen guten Einblick in den Alltag der dreißiger Jahre. Die Darstellung ist interpretatorisch ausgewogen, schlüssig und klar. Provokante Thesen werden nicht formuliert, dafür findet man so manches scheinbar Banale ausgesprochen, was Autoren von Monographien häufig als selbstverständlich voraussetzen. Manche Aussagen bewegen sich auf einer recht generalisierenden Ebene. Das schmälert aber den Wert des Buches nicht, denn wer seine Kenntnisse vertiefen möchte, wird ohnehin zu den einschlägigen Monographien greifen.

II. Wahrnehmungen und Verhaltensweisen sozialer Gruppen

„Sowjetjugend 1917-1941“ nennt sich ein von *Corinna Kuhr-Korolev, Stefan Plaggenborg* und *Monica Wellmann* herausgegebener Sammelband.¹³ Er zieht eine Zwischenbilanz des Forschungsprojekts „Jugend und Gewalt in Sowjetrußland 1917-1932“, das an den Universitäten Basel und Marburg unter Leitung von Heiko Haumann und Stefan Plaggenborg bearbeitet wird. Das Projekt, aufgeteilt auf mehrere Dissertationen, zielt darauf ab, Sozialmilieus der Jugend in Sowjetrußland zu beschreiben und die Verbindungen von Gewalterfahrung und gewaltsamem Handeln zu erarbeiten. Ausgangspunkt des Projekts ist die Annahme, daß die Gewalterruptionen des Stalinismus nicht erst durch den „Großen Umbruch“ von 1928/29 verursacht wurden, sondern sich schon länger vorher eine Disposition zur Gewaltanwendung entwickelt hatte und dabei der Jugend eine Schlüsselrolle zukam.

Corinna Kuhr-Korolev formuliert in der Einleitung wichtige Leitfragen: Wie vollzieht sich der Übergang von der Kindheit ins Erwachsenenalter in einer Gesellschaft, in der jegliche Sicherheiten und traditionelle Werte verloren gegangen und Familienstrukturen zusammengebrochen sind? Inwieweit gehörten die Jugendlichen zu den Trägerschichten des Stalinismus und prägten möglicherweise wesentliche Grundmuster des Stalinismus mit? Übernahm Stalin vielleicht radikale Strömungen aus der Jugend, um deren Unruhepotential nicht gegen sich aufzubringen? Schon länger war darauf hingewiesen worden, daß viele Jugendliche aus der Generation der Bürgerkriegskämpfer die Neue Ökonomische Politik als Verrat an der Revolution verstanden. Die jüngeren, die nicht mehr an den Kämpfen teilgenommen hatten, litten unter dem fehlenden Fronterlebnis und sehnten sich von daher nach Ausnahmesituationen und romantischem Heldentum. Die nachrevolutionäre Jugend verkörperte Züge des Antiautoritären, der radikalen Selbstbestimmung und des Militarismus. Jugendliche nahmen Propagandaparolen („Der Jugend gehört die Zukunft“) beim Wort und gebärdeten sich, als wären sie die Herren im Land und definierten auf militante Weise ihre männliche, „fortschrittliche“ Jugendkultur in Abgrenzung zur „rückständigen“ Kultur der Mädchen und zum „Spießertum“ der „Kleinbürger“. Die Partei versuchte, mäßigend einzugreifen, und provozierte gewaltsamen Protest, der seinerseits als „Rowdytum“ (*chuliganstvo*) bekämpft wurde. Das, was sich an widersprüchlichen Lebensformen und Verhaltensweisen entwickelte, wurde durch den „Großen Umbruch“ nicht alles beendet. Die Jugendlichen setzten es vielmehr häufig unter anderen Vorzeichen fort: „Klassenfeinde“ und diejenigen, die man nicht in seinem Kreis haben wollte, wurden ausgeschlossen. Den Unmut gegen Vorgesetzte konnten junge Arbeiter in der Wandzeitung äußern, in Aktionen der „Leichten Kavallerie“ fühlten sie sich als Wächter von Ordnung und Gerechtigkeit. Das Gewaltpotential äußerte sich in der Beteiligung an der Kollektivierung. Das stalinistische System scheint mit seinem Regelwerk dem jugendlichen Bedürfnis nach Abgrenzung und Identifikation entgegengekommen zu sein. Nach der Orientierungslosigkeit der zwanziger Jahre gab es nun klare Vorgaben: Die Partei definierte die Rolle der Frau (als Mutter), forderte Unter- und Einordnung, machte Schluß mit den antiautoritären Tendenzen in der Erziehung und im Schulwesen, definierte ihre Vorstellungen von Kunst und Kultur. Jedem war sein Platz zugewiesen. Der Personenkult um Stalin entsprach offenbar dem Bedürfnis der Jugend nach Vorbildern und Führern.

Die in diesem Band versammelten Beiträge repräsentieren die auf den seit der Öffnung der Archive neu zugänglichen Quellen beruhende Forschung, die so manche überkommene Vorstellung zurechtrückte: Das Bild vom Komsomol als schlagkräftiger Organisation weicht nun der Vorstellung, daß er als Austragungsort parteiinterner Machtkämpfe benutzt wurde und sich hauptsächlich mit Standortbestimmung und Selbstverwaltung beschäftigte. Der vielbeschworene Enthusiasmus der Jugendlichen rückt in den Hintergrund angesichts

der weitverbreiteten Unzufriedenheit, Verweigerung und Gleichgültigkeit. Im Mittelpunkt des Bandes steht die Frage nach dem gewaltsamen Handeln Jugendlicher, das sich sowohl in Aktionen antistaatlichen Charakters als auch in scheinbar ziellosem Rowdytum oder in Gewalt gegen sich selbst (Selbstmord) äußern konnte.

In seinem den Fallstudien vorangehenden Beitrag stellt Heiko Haumann konzeptionelle Überlegungen zum Zusammenhang von Jugend und Gewalt in der Sowjetunion an. Er fragt, wie Gewalt unter Jugendlichen entsteht, wie Jugendliche gezielt zu Gewalttätern gemacht werden und zieht aus der Vielfalt gewalthaften Handelns den Schluß, daß man jeweils im einzelnen die Lebensbedingungen, Wertvorstellungen, Erfahrungen – also die „Lebenswelten“ analysieren muß, um die Bedingungen für Gewaltausübung zu erklären. Im Mittelpunkt steht dabei der einzelne Mensch mit seinen Erfahrungen und deren Verarbeitung, mit seinen kommunikativen Beziehungen und Interaktionen mit der Umwelt. Das Verständnis von „Lebenswelt“, das dem Projekt zugrundeliegt, ist bewußt breit gewählt. Haumann bezieht ausdrücklich auch die materiellen Verhältnisse und das soziale Milieu ein und wendet sich gegen eine kulturalistische Verengung auf die subjektive Wahrnehmung der Realität. Er zählt alle möglichen Formen von Gewalt und gesellschaftlichen Problemen auf, die in den zwanziger Jahren zu beobachten waren. In eine stringente Argumentation bindet er sie noch nicht ein, es ist vielmehr ein Kaleidoskop recht unterschiedlicher Verhaltensweisen und Strukturen, die den Rahmen für das Projekt „Jugend und Gewalt“ bilden. Seine These, daß zahlreiche, in den zwanziger Jahren mit devianten Verhaltensweisen auffällig gewordene Jugendliche später zu Trägern des Stalinismus und des Terrors wurden, ist bestechend, weil sie eine Kontinuität von mentalen Dispositionen über die Wende von 1928/29 hinweg bedeuten würde; sie ist aber gleichzeitig irritierend, denn was soll einen, der als Hooligan abgestempelt ist und aus unterschiedlichsten Motiven eine jugendliche Gegenkultur zum offiziellen Leitbild praktiziert, veranlassen, plötzlich ein „Enthusiast“ für die Kollektivierung oder den Fünfjahresplan zu sein? Die Repression gegen die jugendlichen Gegenkulturen hätte doch alles andere erwarten lassen als daß sich ein beträchtlicher Teil der Betroffenen nun begeistert in den Dienst des Regimes stellte.

Man liest gespannt weiter, ob die Fallstudien die ausstehenden Erklärungen einlösen und stellt zunächst fest, daß sie recht unterschiedlich angelegt sind: Gábor T. Rittersporn vergleicht jugendliche Gewaltaktionen der zwanziger und dreißiger Jahre und fragt nach den psychischen Dispositionen und Gewalterfahrungen junger NKVD-Mitarbeiter, die meinten, im Großen Terror 1936-1938 ihrer revolutionären Pflicht nachzukommen. Sergej V. Žuravlev beschreibt das repressiv-autoritäre Erziehungssystem und die Reaktionen der Schüler. Er zeichnet ein vielfältiges Bild von Gewalt und Gegengewalt, von Wechselbeziehungen zwischen psychischem Druck und physischer Gewalt, von Diskriminierungs- und Ausgrenzungsmechanismen. Monica Wellmann untersucht Abschiedsbriefe jugendlicher Selbstmörder unter dem Aspekt der Integrationsfähigkeit des Systems. Im Kontrast zu der in der Forschung zur Aufsteigergeneration postulierten hohen Bindungskraft des Bolschewismus nimmt sie diejenigen unter die Lupe, die sich ausgegrenzt fühlten und für sich keine Zukunft sahen. Sie interessiert sich dabei für das soziale Umfeld und die Lebenswelt der Selbstmörder und für deren Motive. Vera Spiertz nähert sich dem Phänomen Selbstmord von einer anderen Seite und fragt nach den Reaktionen der Obrigkeit. Diskursanalytisch untersucht sie, wie staatliche und militärische Instanzen über den Freitod junger Rotarmisten berichteten. Viktor I. Isaev untersucht am Beispiel Sibiriens den Zusammenhang zwischen der Militarisierung der Jugend und spontanen Gewaltaktionen Jugendlicher. Daniela Tschudi beschreibt, wie ein junger Milizionär aus dem Gebiet Smolensk seine Stellung nutzte, um nach seiner Vorstellung Ordnung zu schaffen und wie im folgenden das Gericht seinen gewaltsamen Amtsmißbrauch beurteilte. Aleksandr Rožkovs Beitrag hat

den Wertewandel und die Umbrüche traditioneller Lebensformen bei den Kosaken im Kubangebiet zum Gegenstand. Er zeigt, wie **krass** der Bruch in der hierarchisch und patriarchalisch geprägten kosakischen Gesellschaft war, und wie sehr der Generationenkonflikt die nationalen und sozialen Konflikte überdeckte. Isabel Tirado thematisiert die von der Propaganda beschworene „lichte Zukunft“ anhand von Briefen, die Jugendliche vom Dorf an die „Krest'janskaja Gazeta“ [Bauernzeitung] schickten. Die Jugendlichen nahmen die Propaganda beim Wort und formulierten unter Verwendung von deren Phrasen ihre Ansprüche. Michail Škarovskij beleuchtet ein anderes, wahrscheinlich verbreiteteres Verhaltensmuster ländlicher Jugendlicher: Ihn interessieren diejenigen, die sich von der bolschewistischen Propaganda nicht angesprochen fühlten und sich der Kirche zuwandten. Anne E. Gorsuch befaßt sich mit dem in der Zwischenkriegszeit allgegenwärtigen Begriff des „Rowdytums“ (chuliganstvo) und stellt ihn in den Kontext des kulturellen Diskurses. Den „Rowdy“, eine Sammelbezeichnung für recht unterschiedliche Erscheinungsformen devianten Verhaltens, identifiziert sie als Gegenprojektion zum „neuen Menschen“. Corinna Kuhr-Korolev untersucht den Sexual- und Moraldiskurs in der Sowjetunion der zwanziger Jahre und die Wechselwirkungen zwischen den Erziehungsversuchen der Bolschewiki und den Reaktionen der Jugend, die sich teils der Kontrolle entzog, teils aber auch versuchte, nach den propagierten Moralvorstellungen zu leben. Stefan Plaggenborg zieht in seinem Schlußbeitrag eine Zwischenbilanz über die Erforschung der Jugend in der Sowjetunion.

Bei manchen Beiträgen fällt es leicht, sie in die skizzierte Gesamtkonzeption einer schon in den zwanziger Jahren angelegten Gewaltdisposition, die in den dreißiger Jahren wirksam wurde, einzuordnen. Gábor Rittersporn etwa geht der Frage nach, wie sich denn die Funktionärsgeneration der dreißiger Jahre zusammensetzte und welche Prägungen sie in ihrer Jugend erfuhr – ausgehend von der einleuchtenden Prämisse, daß die jugendlichen Prägungen wahrscheinlich mit späterem Verhalten in Zusammenhang standen. Er kommt zu dem Ergebnis, daß die Masse der 1937 amtierenden Parteifunktionäre als Jugendliche den Bürgerkrieg als entscheidendes Ereignis erlebt und mit seinem Ende einen Sinnverlust zu bewältigen hatten.¹⁴ Die im Bürgerkrieg aufgewachsene Generation war andererseits auch überproportional in den Lagern vertreten, was darauf hindeutet, daß sie anfälliger für Kriminalität war. Die in den zwanziger und beginnenden dreißiger Jahren aufwachsende Jugend war auf vielfältige Weise in Gewalt involviert. Hunderttausende waren als Waisen in Heimen untergebracht, die als Brutstätten von Gewalt gelten können. Bei der direkten Rückkopplung des Großen Terrors an die jugendlichen Prägungen wird die argumentative Basis allerdings recht dünn: Daß die Schergen von 1937 mehrheitlich einer bestimmten Generation angehörten, erklärt allein noch nicht ihr Verhalten. Um die These Haumanns von der Kontinuität der Gewalt zu erhärten, müßte man kollektivbiographisch erst noch untersuchen, ob es in den Lebensläufen dieser Leute schon früher besondere Auffälligkeiten, Gewalttaten oder das Erlebnis solcher gegeben hatte. Jedenfalls gibt es keinen Grund zu glauben, diese Leute seien unverbesserliche Gewalttäter gewesen. Briefe von Ehefrauen belegen, daß Polizisten, die wegen Grausamkeiten angeklagt wurden, gute Familienväter und Ehemänner waren. Diejenigen staatlichen Gewalttäter von 1937, die sich in den fünfziger Jahren verantworten mußten, hatten nach dem Großen Terror keine Grausamkeiten mehr begangen. Dieser Befund, der mit Ergebnissen der NS-Täterforschung korrespondiert, läßt Zweifel aufkommen, ob die Prägungen und Gewaltdispositionen wirklich so entscheidend waren, oder ob es nicht auf andere Faktoren ankam, wie Autoritätsglaube, Pflichtbewußtsein, Gewöhnung und Abstumpfung durch die tägliche Routine und vor allem das Hineingestelltsein in außergewöhnliche Umstände.

Andere Beiträge des Bandes machen es eher schwer, aus ihnen Schlußfolgerungen abzuleiten. Sergej Žuravlev schildert vielfältige Gewalt, der Kinder und Jugendliche in den

zwanziger und dreißiger Jahren ausgesetzt waren oder selbst ausübten und geht dabei im Besonderen auch auf die „seelische Gewalt“ ein. Eine Argumentation ist nicht erkennbar: Daß eine Klassenbeste von ihren Mitschülern verprügelt wurde, daß Schüler randalierten und das Mobiliar des Speisesaals zu Kleinholz machten, daß Schüler Selbstmord begingen, Heimzöglinge sexuell mißbraucht wurden, Kinder von Kulaken darunter litten, daß sie von ihren Eltern getrennt und in der Schule diskriminiert wurden, Kinder von Kolchosbauern sich rechtlos fühlten, wenn man ihnen den Besuch weiterführender Bildungseinrichtungen verweigerte, daß Kinder- und Jugendkriminalität und „Rowdytum“ weit verbreitet waren, die Schulen ein Ort von Gewalt gegen die Kinder und unter den Schülern waren, sind wichtige Befunde, die aber erst in ein argumentatives Konzept eingeordnet werden müßten. Das meiste von dem, was hier beschrieben wird, ist in unterschiedlicher Intensität in beliebigen Gesellschaften anzutreffen. Der Kausalzusammenhang mit der im Namen des stalinistischen Regimes ausgeübten Gewalt, dem eigentlich erklärungsbedürftigen Phänomen, muß erst noch hergestellt werden. In manchen Fällen stellt Žuravlev einen übergeordneten Bezug her. So zum Beispiel bei der Beobachtung, daß in den dreißiger Jahren eine krasse Verjüngung der Kriminellen eintrat. Er sieht das als Folge der Härte und Gewalt seit 1917, dem Werteverfall, Verlust moralischer und religiöser Normen und einer Atmosphäre der zerstörten Strukturen, die viele Menschen aus der Bahn warfen.

Das Resümee, das Stefan Plaggenborg abschließend zieht, bleibt ambivalent. Plaggenborg gesteht zu, daß sich die Beiträge nicht auf einen gemeinsamen argumentativen Nenner bringen lassen. Gemeinsam ist ihnen ein Perspektivewechsel. Im Vordergrund steht nicht der jugendliche Enthusiasmus, die euphorische Teilnahme Jugendlicher am Aufbau des Sozialismus, sondern soziale und psychische Verwahrlosung, Frustration, Selbstmorde, Verzweiflung, seelische Not, Disziplinierung durch das Regime und opponierende Reaktionen darauf. Plaggenborg spricht von einer Generation, die um ihre Zukunft betrogen wurde, stellt allerdings im nächsten Satz fest, daß die jungen Menschen die Wandlungen der politischen und gesellschaftlichen Verhältnisse mit Beginn des Stalinismus begeistert aufnahmen, sich in Aktionismus stürzten, die Werte des Regimes akzeptierten und sich untereinander befehdeten.¹⁵ Das paßt nicht so ganz zusammen. Warum sollten die Betroffenen plötzlich begeistert sein? Ist hier vielleicht von jeweils verschiedenen Teilen der Jugend die Rede?

Insgesamt läßt sich festhalten, daß der Sammelband ein facettenreiches Bild einer Jugend zeichnet, das die jahrzehntelang fortgeschriebenen Klischees von den gleichgeschalteten Komsomolzen zurechtrückt. Letztere gab es zweifellos auch, sie kommen in den Beiträgen zu kurz, aber was es eben auch gab und was bisher nicht oder zu wenig berücksichtigt wurde, das war nichtkonformes Verhalten, Absonderung, ein Ausweichen in von der vorgegebenen Norm abweichende Subkulturen und Gruppen, häufig verbunden mit Gewalttätigkeit. Diese Ergebnisse sind an sich schon viel und machen neugierig auf den Abschluß der Forschungsprojekte, die hier aus ihrer Werkstatt berichteten. Bei einem gewöhnlichen Konferenzband wäre man damit schon hoch zufrieden. Da die Beiträge aber darüber hinaus in ein größeres Gesamtprojekt eingebunden sind, darf man auch die Frage nach dem Zusammenhang und dem Erklärungswert der Ergebnisse für das Gesamtkonzept stellen. Hier gibt es ein gewisses Problem, denn die meisten Beiträge gehen auf die Ausgangsfrage des Gesamtprojektes, nämlich nach der Gewaltdisposition von Jugendlichen als eine der Ursachen für den stalinistischen Terror, nur beiläufig oder gar nicht ein. Sie beschreiben Sozialmilieus, ziehen aber nur selten die Verbindungslinie zwischen der Gewalterfahrung und gewaltsamem Handeln. Die Argumentation, so sie überhaupt über die Beiträge hinweg existiert, bleibt im Fragmentarischen stecken.

Viktor Isaev zeigt recht schlüssig, wie die Militarisierung und Bellifizierung, verbunden mit einem Verlust an moralischen Bindungen zu einer Radikalisierung von Teilen der Jugend führte, die sich dann als „Partisanen“ oder „Hooligans“ gewalttätig benahmen bis hin zu den berüchtigten Aktionen der „25.000er“ bei der Kollektivierung. Für die dreißiger Jahre führt er die Argumentation allerdings nicht mehr weiter, sondern begnügt sich mit der lapidaren Aussage, daß diese Jugendlichen zur Stütze des Stalinismus wurden. Der Erklärungsansatz ist plausibel, müßte aber für die dreißiger Jahre noch konkreter ausgeführt werden.¹⁶

Es handelt sich bei den hier versammelten Aufsätzen um Mosaiksteinchen, die zwar in einen Rahmen gesetzt wurden, aber (noch) kein kohärentes und schlüssiges Gesamtbild ergeben. Daß die Sowjetjugend seit 1917 in einem Milieu der Gewalt aufwuchs, daß es alle möglichen Erscheinungsformen von Gewalt gab, mit denen Jugendliche konfrontiert waren, ist unstrittig. „Gewalt erzeugt Gewalt“ ist aber als These zu banal, als daß man damit den Stalinismus erklären könnte. Daß es seit 1917 eine zunehmende Verrohung, ein Verschieben der Hemmschwelle gegenüber der Gewaltanwendung gab und daß das Auswirkungen auf die Verhaltensweisen der Menschen hatte, leuchtet ein. Auf dieser sehr allgemeinen und unkonkreten Ebene zu argumentieren, ist relativ einfach, die konkreten Verbindungslinien aufzuzeigen, muß erst noch geleistet werden. Die Beiträge konzentrieren sich allzusehr auf die Gewalt, die von Jugendlichen ausgeübt wurde, obwohl diese Gewalt vielfach eine nicht für die Sowjetunion spezifische war. Man vermißt Beiträge zu einem Phänomen, das Haumann in seiner Betrachtung am Rande erwähnt, und das möglicherweise größere Tragweite entfaltete: die „Faszination der Gewalt“, die Attraktivität und Akzeptanz gewaltsamer und zugleich einfacher Lösungen komplexer, die Lösungskompetenz der Akteure überfordernder Probleme. Man wird künftig auch nicht umhin können, die in dem Band an einigen Stellen nur beiläufig angesprochenen Vergleiche mit dem Handeln in anderen Gesellschaften, v.a. im Nationalsozialismus, konkret zu ziehen. Gibt es Parallelen in der jugendlichen Sozialisation zwischen den „ganz normalen Männern“¹⁷ des Polizeibataillons 101 und den willigen Vollstreckern im NKVD-Apparat? Hätten sich anders aufgewachsene Jugendliche der Exekution der Gewalt verweigert? Nicht wirklich thematisiert wird auch der von Corinna Kuhr-Korolev eingangs angesprochene mögliche Zusammenhang zwischen gewaltorientierter und revolutionslüsterner Stimmung unter einem Teil der Jugendlichen und dem Entschluß Stalins zum „Großen Umbruch“. Diese eher gewagte These von einem Stalinismus als Reaktion auf Tendenzen „von unten“ müßte erst im Detail untermauert – oder widerlegt werden, ebenfalls eine Aufgabe künftiger Forschungen.

Einer ganz anderen Bevölkerungsgruppe, nämlich den Intellektuellen, ist ein von *Dietrich Beyrau* herausgegebener Sammelband gewidmet.¹⁸ Der Vergleich mit dem Nationalsozialismus wird hier bewußt gesucht, aber nur an wenigen Stellen tatsächlich unternommen. Beiträge zur Rolle der intellektuellen Professionen in der Sowjetunion und in Deutschland stehen vielmehr nebeneinander, ohne viel Bezug aufeinander zu nehmen. Die Lektüre zeigt denn auch, daß beim Vergleich die Unterschiede überwiegen. Das wird schon in Beyraus Einführung deutlich, die den Rahmen für die Untersuchungen absteckt und sie in einen größeren Kontext einordnet. Während sich die Nationalsozialisten von Anfang an unter den Bildungsschichten einer breiten Unterstützung erfreuten, gehörten die Anhänger des Bolschewismus 1917 in den intellektuellen Berufsgruppen einer geächteten Minderheit an. Die Bolschewiki mußten die „Festung Wissenschaft“ erst erobern und installieren in der Folge eine umfassendere und stärker intervenierende Kontrolle als die Nationalsozialisten, die sich im wesentlichen auf eine allgemeine Richtlinienkompetenz, und die Verbotszensur beschränkten. Der Austausch der Eliten war in der Sowjetunion sehr viel gründlicher als in Deutschland, der Konformitätszwang erstickender. Erst nach

dem Ende des Großen Terrors war in der Sowjetunion eine starke Parteipräsenz in den Bildungsberufen erreicht. Sie war das Ergebnis einer beispiellosen Bildungs Offensive, in deren Zuge die „bürgerlichen Spezialisten“, also diejenigen, die ihre Ausbildung noch vor 1917 erhalten hatten, von einer neuen Generation „sowjetischer Spezialisten“ an den Rand gedrängt wurden. Nach dem Zweiten Weltkrieg war keine Schicht so stark in der Kommunistischen Partei vertreten wie die Bildungsberufe.

Es geht in dem Sammelband allerdings nicht so sehr um Bildung und Aufstieg – darüber wissen wir inzwischen ganz gut Bescheid – sondern um Verhaltensweisen und Motivationen auf der einen und Instrumentalisierung und Durchsetzung von Kontrolle auf der anderen Seite. Die Rolle der Intellektuellen als Täter und Vordenker ist für den Stalinismus noch nicht annähernd so erforscht wie für den Nationalsozialismus. Bisher stand bei der Aufarbeitung der stalinistischen Diktatur aus psychologisch verständlichen Gründen die Opferrolle im Vordergrund. Hier einen Perspektivwechsel herbeizuführen, ist eines der Anliegen des Buches. Nach dem gegenwärtigen Forschungsstand scheint es allerdings so gewesen zu sein, daß das stalinistische Regime in seinen brutalsten Phasen gegen die Ratschläge der Experten seine Grundsatzentscheidungen fällte. Die überstürzte Industrialisierung, die gewaltsame Kollektivierung und Entkulakisierung sowie der Große Terror gingen vom politischen Machtzentrum aus, nicht von den Fachleuten in den Behörden und Planungsinstanzen. Dennoch ist es wichtig, die Frage nach der Rolle der Intellektuellen als Mitmacher, Mitgestalter und – im Falle der Künstler und Literaten – Lobpreiser des Systems zu stellen.

Gemeinsamkeiten sind bei den Motivationen von Wissenschaftlern zu beobachten, die sich in den Dienst des nationalsozialistischen oder stalinistischen Regimes stellten: Für sie stand – sofern sie nicht ohnehin ideologisch überzeugt waren – das professionelle Interesse an guten Arbeitsbedingungen und der Durchführung von Forschungen im Vordergrund, und sie kümmerten sich wenig um die politischen Rahmenbedingungen. Indem sie die Politik ausblendeten und moralische Kriterien verdrängten, konnte ihr Arbeitsleben scheinbar seinen ganz normalen Gang gehen, unabhängig vom politischen System. Widerstand legten sie dort an den Tag, wo die Ideologie die wissenschaftliche Qualität zu beeinträchtigen drohte. Ansonsten nutzten sie in beiden Systemen bereitwillig die Möglichkeiten, die staatliche Großprojekte und Rüstungsprogramme boten. Gegenüber der Faszination durch die technisch-wissenschaftlichen Probleme, die vielfach als wissenschaftliches Abenteuer erlebt wurden, traten politische Bedenken und humanitäre Rücksichten zurück.

Mit diesen Einschätzungen zieht Beyrau bereits ein Restümee aus dem, was in den Einzelbeiträgen folgt. Der erste Abschnitt ist mit „Kampf um die Festung Wissenschaft“ überschrieben. Alexei Kojewnikow geht dem asymmetrischen Dialog zwischen Wissenschaft und Macht und den daraus folgenden institutionellen Arrangements seit 1917 nach. In der metaphysischen Welt der Bolschewiki waren Wissenschaft und Partei zwei verschiedene, aber miteinander in harmonischer Wechselbeziehung stehende Kräfte. Das praktische Verhältnis zwischen Politikern und Wissenschaftlern war weit entfernt von dieser Harmonie. Solange der Sowjetstaat über keine eigene neue Bildungselite verfügte, die ausreichend qualifiziert war, um die ihm grundsätzlich suspekten und geistig fernstehenden „bürgerlichen“ Wissenschaftler und Ingenieure zu ersetzen, mußte er sich mit diesen wohl oder übel arrangieren. Nikolai Korenjuk beschreibt dieses Arrangement am Beispiel der Akademie der Wissenschaften, der es zunächst weiterhin gestattet blieb, ihre Mitglieder selbst zu kooptieren. Erst Ende der zwanziger Jahre, als neues Personal zur Verfügung stand, wurde die Akademie sowjetisiert und unter die Dominanz der Partei gestellt. Die ideologische Gängelung war je nach Fach unterschiedlich stark ausgeprägt. Auf der anderen Seite wurden die Akademiemitglieder durch Privilegien und eine besondere Versorgung korrumpiert.

piert. Das System der Patronage brachte beiden Seiten Vorteile. Die Obrigkeit erreichte die bedingungslose Abhängigkeit der Akademiemitglieder, die Umwandlung der Akademie in ein williges Instrument zur Verwirklichung von Parteiaufgaben. Die Wissenschaftler konnten sich ohne materielle Sorgen mit ihren Forschungen befassen und genossen ein hohes Ansehen und Privilegien. Eduard Koltšinski, Tatjana Mironowa und Anšelina Kupaigorodskaja zeigen am Beispiel der Philosophie, Biologie, Agrarwissenschaften und der Leningrader Universität, wie die Bolschewiki nach der Revolution versuchten, die „Festung Wissenschaft“ zu stürmen und wie sie an der Resistenz des Wissenschafts- und Lehrbetriebs (vorläufig) scheiterten. Im Beitrag von Kupaigorodskaja wird die Effektivität der Maßnahmen nicht immer klar. Man erfährt, wie einzelne Personen hinsichtlich ihrer Loyalität beurteilt wurden, aber nicht immer, was mit ihnen geschah, welche Konsequenzen gezogen wurden. Deutlicher wird das für die zweite Hälfte der dreißiger Jahre, die im Zeichen von Säuberungen und Wachsamkeitskampagnen standen. Die Darstellung bleibt aber einer faktographischen Sammlung von Details verhaftet, deren Erkenntnisgewinn eher gering ist. Die Vorwürfe, Denunziationen und Ausschlussverfahren glichen dem, was sich überall im Land abspielte. Statt Einzelfälle im Detail zu beschreiben, hätte es mehr gebracht, nach Besonderheiten und Abweichungen sowie nach der Austragung verdeckter Konflikte oder möglicher Instrumentalisierungen der Kampagnen für andere Zwecke zu fragen. Wladimir Sobolev befaßt sich mit dem Untergang der Landeskunde nach 1927; Lutz-Dieter Behrendt untersucht Lebensläufe von Absolventen des Instituts der Roten Professur, das als Kaderschmiede Kultur- und Wissenschaftspolitisten hervorbrachte, die in der Folge die Kultur- und Wissenschaftspolitik maßgeblich prägten. Klaus Fischer steuerte einen vergleichenden Beitrag zur Wissenschaftspolitik im Dritten Reich bei.

Im zweiten Abschnitt geht es um „Ideokratie und die Steuerung der Kultur“. Tatjana Gorjajewa beschreibt die Unterwerfung des Rundfunks unter die für Ideologie und Zensur zuständigen Instanzen. Bemerkenswert ist, daß die Verstaatlichung des Rundfunks erst 1928 erfolgte. Die 1924 gegründete Rundfunk-Aktiengesellschaft nahm allerdings schon vorher staatliche Aufgaben wahr. Interessanter als die ansonsten wenig ergiebige Organisationsgeschichte, die Gorjajewa ausbreitet, wäre eine Analyse der praktischen Durchführung der „Radiofikacija“ und ihrer kulturellen Auswirkungen auf die Menschen gewesen. Das Besondere am sowjetischen Rundfunkwesen war nicht so sehr die staatliche Kontrolle über das, was gesendet wurde, sondern die Kollektivität des Empfangs: das kollektive und unfreiwillige Radiohören über Empfänger mit Lautsprechern in Wohnbaracken und auf öffentlichen Plätzen statt dem individuellen Radiohören zu Hause vor dem eigenen Gerät. Denis Babitschenko untersucht das Verhältnis zwischen Schriftstellern und der Parteiführung. Volker Dahm fragt parallel dazu nach den Lenkungsinstrumenten der Kulturpolitik im Dritten Reich. Bernd Faulenbach ist einer der wenigen Autoren in diesem Band, die gleichzeitig beide Systeme vergleichend betrachten. Er tut dies am Beispiel der Geschichtswissenschaften und ihrer Steuerung durch die Regimes. Juri Woronkow beschreibt den Sowjetstaat als Technostruktur, d.h. als komplexes Gesamtsystem, das auf die Industrialisierung ausgerichtet war. Mit der Etablierung dieser Technostruktur, die in den Kontext der bolschewistischen Heilserwartung und Utopie gehört, nahmen sich die Bolschewiki einen Teil ihrer Handlungsfreiheit. Den Auftakt bildete Lenins GOELRO-Plan zur Elektrifizierung, den Woronkow als sakrales, nicht rationales Projekt identifiziert. Das daraus und aus den Fünfjahresplänen resultierende System entwickelte seine eigenen Gesetzmäßigkeiten und Erfordernisse, war nur begrenzt steuerbar und entfesselte eine Eigendynamik, die letztlich in eine Sackgasse führte. Die Machthaber manövrierten sich dabei in eine Lage der sich selbstreproduzierenden Selbstunterdrückung und Selbstzerstörung. Die politische Gewalt wurde selbst zur Geisel dieses Prozesses, die Technostruktur zum Funk-

tionsmechanismus seiner Durchsetzung. Das Bildungswesen, die ökonomischen Prozesse standen völlig im Dienst der Technik, mußten sich ihr anpassen und unterwerfen. Die Ausbildung produzierte Schmalspurspezialisten, die dem Gesamtsystem nicht gewachsen waren, sondern nur einen Teilbereich bedienten und damit ideal in das totalitäre System paßten. Gennadi Bordjugow beleuchtet die Art und Weise, wie sich die Intelligenz im Rahmen des Sowjetpatriotismus die Sprache der Bolschewiki mit ihren rhetorischen Ritualen aneignete. Er formuliert ein Modell des „Sich-Abfindens mit Vorbehalt“: Stückweise fand man sich mit immer mehr ab, bis die letzten Vorbehalte gefallen waren. Um sich nicht unvorhersehbaren Schwierigkeiten auszusetzen, suchten die Angehörigen der Intelligenz nach Protektion und Rückversicherung bei den politischen Instanzen. Die Verhaltenslogik des „Sich-Abfindens mit Vorbehalt“, in dem noch eine – wenn auch doppelte – Moral vorhanden war, wurde bei einem erheblichen Teil der jüngeren Intelligencija vom „Spiel nach Regeln“ abgelöst, das auf zynischem und unmoralischem Pragmatismus basierte. Es war gar nicht mehr die Obrigkeit, die sich um das Erscheinungsbild der Intelligencija und um ihre Loyalität gegenüber der Staatsideologie kümmerte. Vielmehr war es der aktivistische Teil der Intelligencija, der eifersüchtig über die Treue gegenüber der Obrigkeit und ihren Vertretern wachte.

Der dritte Abschnitt „Interessen und Metaphern“ legt das Schwergewicht auf individuelle Strategien, lebensweltliche und politische Aspekte. Torsten Rütting analysiert die Karriere des Physiologen Leon Orbeli, eines „bürgerlichen Spezialisten“, der absolut loyal gegenüber dem Staat war, es aber verstand, durch geschickte Nutzung der militärischen Strukturen die Autonomie seiner Forschung zu bewahren, bis er 1950 seiner Posten enthoben wurde. Kirill Rossijanow wirft einen Blick auf die experimentelle Biologie und fördert skurrile Versuche des Genetikers Ivanov zutage, Menschen mit Schimpansen zu kreuzen. Die ungewöhnlichen Experimente waren zum Teil ein Ergebnis ungezügelter Forschungsdranges, aber auch Auswuchs einer Strategie: Seit den dreißiger Jahren entstand das eigentümliche Phänomen der „Nischen“, in denen Wissenschaftler sich mit ihren Themen beschäftigen konnten, wenn sie sich den Veränderungen der politischen Sprache anpaßten. Zum Schutz war es manchmal ausreichend, nur ein Wort zu verändern. Gelegentlich war ein Wechsel des Untersuchungsobjektes notwendig, beispielsweise der Austausch des Menschen durch den Menschenaffen, nachdem die Erforschung der Biologie des Menschen und seiner Rassen gefährlich geworden war. Möglich war in bestimmten Fällen auch eine ungehinderte Fortsetzung der Forschungen in speziellen Gefängnissen für Wissenschaftler und Konstrukteure, den „šaraški“. Die Ergebnisse dieses Artikels lassen sich nicht ohne weiteres mit denen anderer vereinbaren. Rossijanow zieht das Fazit, daß die „Führung“ der Wissenschaft „durch die Partei“ eine Kompromißformel darstellte. Der ideologische Eingriff habe sich mit der faktischen Anerkennung der Unabhängigkeit der Wissenschaft von der Produktion, mit dem Primat der Grundlagenforschung gegenüber den angewandten Forschungen verbunden. – Interessant ist jedenfalls die Beobachtung, daß die Phasen des besonders gravierenden ideologischen Eingriffs Ende der vierziger Jahre mit großen Privilegien für die Wissenschaftler zusammenfielen. Hans-Walter Schmuhl vergleicht die Rassenhygiene in Deutschland mit der Eugenik in der Sowjetunion. Während die einschlägige Forschung den Nationalsozialisten ins Konzept paßte und daher gefördert wurde, geriet die Eugenik mit der marxistisch-leninistischen Ideologie in Konflikt und wurde 1936 eingestellt. Die in den zwanziger Jahren versuchte Symbiose von Eugenik und Bolschewismus beruhte auf einer oberflächlichen und selektiven Rezeption der Eugenik, die die fundamentalen Widersprüche nur notdürftig überwölben konnte. Die sowjetische Eugenik überdauerte den Großen Umbruch durch Mimikry, derer sich die Wissenschaften im Sowjetsystem häufig bedienten, um sich dem Wandel der politischen Rahmenbedin-

gungen anzupassen: Der thematische Schwerpunkt wurde leicht abgewandelt, die Grenzen des Forschungsfeldes wurden ein wenig verschoben, das Fachgebiet erhielt einen neuen Namen. Die Eugenik wandelte sich zur „Medizinischen Genetik“. 1936 kam allerdings auch für die „Medizinische Genetik“ das Ende. Der Direktor des einschlägigen Instituts wurde vermutlich erschossen, das Institut aufgelöst. Christoph Mick untersucht die Tätigkeit deutscher Fachleute in der sowjetischen Rüstungsforschung nach 1945 und fragte, wie sie damit umgingen, zuerst dem NS-Deutschland und dann dem verteufelten Bolschewismus zu dienen. Er zeigt, daß die politischen Rahmenbedingungen für das Verhalten der Wissenschaftler und Ingenieure eine untergeordnete Rolle spielten. Allerdings muß berücksichtigt werden, daß die meisten der etwa 3.000 in die Sowjetunion verbrachten Fachleute nicht freiwillig dorthin gegangen waren. Nationalsozialistisch eingestellte Spezialisten feierten noch 1948 in der Sowjetunion (unbehelligt) „Führers Geburtstag“. Die Arbeit verweigerten sie jedoch nicht. Bei den führenden Konstrukteuren und Wissenschaftlern ist ein professioneller Ehrgeiz zu erkennen, der danach strebte, die eigenen Projekte an verantwortlicher Stelle zu realisieren. Als die Deutschen merkten, daß gute Arbeit den Aufenthalt in der Sowjetunion eher verlängerte als verkürzte, sank die Arbeitsmoral und die Kreativität. Viele führende Konstrukteure produzierten ab 1949 keine neuen Ideen mehr und taten alles, um den Verantwortlichen lästig zu sein. Die Spezialisten nutzten ihren Handlungsspielraum aus und waren erfindungsreich, wenn sie etwas nicht tun wollten. Diese erfolgreiche Resistenz wirft die Frage auf, ob sie nicht auch im NS-Deutschland möglich gewesen wäre. Die totalitäre Diktatur konnte schließlich Kreativität nicht erzwingen.

III. Regime und Bevölkerung

Um verstehen zu können, wie sich das stalinistische Regime etablieren und halten konnte, kommt man nicht umhin, sich mit seinem Rückhalt in der Bevölkerung intensiver als bisher auseinanderzusetzen. Seitdem in den Archiven Stimmungsberichte der Geheimpolizei, der Partei und anderer Organe entdeckt wurden, hat man begonnen, die Wahrnehmungen, Äußerungen und Einstellungen der Bevölkerung unter die Lupe zu nehmen. Nach der vielbeachteten Studie von Sarah Davies über die dreißiger Jahre¹⁹ liegen nun auch Untersuchungen über die Kriegs- und Nachkriegszeit vor.

„The People's War“ betitelt sich ein von *Bernd Bonwetsch* und *Robert W. Thurston* herausgegebener Sammelband,²⁰ durch den sich diese Problematik wie ein roter Faden zieht. Das Buch wirft Licht auf einen Aspekt des Krieges, der über die politische und militärische Geschichte bisher fast völlig ignoriert worden war: die Erfahrungen und das Erleben der Sowjetbürger. Die Historiographie des Zweiten Weltkriegs befaßte sich bislang überwiegend mit der Geschichte der militärischen Operationen oder mit der deutschen Besatzungspolitik, aber kaum mit deren Auswirkungen auf die Bevölkerung und den Reaktionen der Bevölkerung. Die übliche sowjetische Darstellung war die des heldenhaften Volkes, eines allgemeinen heldenhaften Kampfes. Ziel des Buches ist es, die Mythisierung und Heroisierung des Krieges, die von der sowjetischen Historiographie systematisch betrieben worden war, aufzulösen. Erst in den letzten Jahren hat man begonnen, die Realität des Krieges differenzierter aufzuarbeiten. Bonwetsch und Thurston legen in der Einleitung dar, worum es in diesem Buch geht: um den Alltag des Krieges, kulturelle Entwicklungen, Kriegserfahrungen der Intellektuellen, die Rolle der Frauen als Kämpfer und in anderen Funktionen, um Verhalten und Moral der Soldaten der Roten Armee. Auf diese Weise wird ein vielfältiges Bild des Zivillebens hinter der Front ausgebreitet. Die Beiträge beschreiben

die Kommandostruktur und repressive Gewalt des Staates sowie die Reaktionen der Menschen darauf, die Zusammenarbeit oder Opposition, die Adaption oder das Ignorieren der Anordnungen aus der Zentrale. Was bedeutete die Kriegswirklichkeit für die gewöhnliche Bevölkerung? Wie interagierte der Staat mit der Gesellschaft, als durch den Überlebenskampf seine Machtausübung stark reduziert war und seine Stabilität mehr als sonst auf Konsens und freiwilliger Kooperation beruhte? Wie reagierten „ganz normale Menschen“ auf den Krieg, die deutsche Invasion, die stalinistische Führung? Das gängige Bild, wie es in Filmen und Büchern transportiert wurde, ist das eines hilflosen Volkes, das von den Deutschen und vom eigenen allmächtigen Staat malträtirt wird. Ohne die Verbrechen und das Leiden zu verharmlosen, hat man inzwischen ein anderes Bild gewonnen: Der Staat war trotz seiner Macht weit davon entfernt, alle seine Ziele zu erreichen. Vieles entging seiner Kontrolle.

Die Verfasser der einzelnen Beiträge vertreten zum Teil durchaus unterschiedliche Standpunkte. Vom Ansatz her zielen sie alle in die gleiche Richtung, was den Band zu einem in sich geschlossenen Ensemble macht. Der erste Abschnitt hat die Lebenswelten der Zivilbevölkerung zum Thema. Uwe Gartenschläger zeichnet ein differenziertes Bild des Lebens im besetzten Minsk 1941-1944. Dabei ging es zunächst um das nackte Überleben, mit zunehmender Besatzungsdauer aber immer mehr um die Entscheidung zwischen Kollaboration und Widerstand. Jeder Sowjetbürger mußte letztendlich für sich diese Entscheidung treffen. Eine indifferente Haltung konnte angesichts des wachsenden Drucks der Deutschen und der Sowjets nicht aufrechterhalten werden. Je länger die Besatzung andauerte, umso mehr Menschen entschieden sich für den Widerstand. Die grausame deutsche Besatzungspolitik ließ kaum eine andere Wahl. Gartenschläger hält jedoch fest, daß die Entscheidung, sich den Partisanen anzuschließen, nicht unbedingt eine Entscheidung für das bolschewistische Regime war. Wie schon Alexander Dallin es 1958 beschrieb, lautete eine verbreitete Einschätzung der Bevölkerung: „Wenn ich bei den Deutschen bleibe, werden mich die Bolschewiki töten, wenn sie kommen. Sollten die Bolschewiki nicht kommen, werden mich die Deutschen früher oder später töten.“²¹ Hans-Heinrich Nolte schildert die kalkulierte Zerstörung der jüdischen Stadt Slonim in Weißrußland und gleichzeitig den Einfallsreichtum des jüdischen Widerstandes. Gennadi Bordiugov, Andrei Dzeniskevich, Richard Bidlack und Mikhail Gorinov untersuchen das Leben in Leningrad und Moskau, die Überlebensstrategien im Kampf mit dem Hunger und der Not sowie die Stimmungen der Bevölkerung. Was letztere betrifft, so sind die Ergebnisse – bedingt durch die zur Verfügung stehenden Quellen – in der schon aus anderen Studien bekannten Art vielschichtig und ambivalent. Man kann aus den Stimmungsberichten des NKVD und der Partei vieles an gesammelten Äußerungen herauslesen, aber nur wenig Verlässliches über die Gesamtstimmung der Bevölkerung ableiten. Bordiugov stellt zwar eine Abfolge von Optimismus, Unzufriedenheit, Kritik und letztlich doch Verteidigungswillen auf, aber die Quellengrundlage für diese durchaus logisch klingende Stimmungskurve ist dünn. Es sind letztlich punktuelle Beispiele, aus denen er auf die Gesamtbevölkerung extrapoliert. Daß Stalin nach einer repressiven Anfangsphase das Regime lockerte und an Patriotismus und Solidarität appellierte, ist nicht neu. Die Atmosphäre, die daraus und aus der äußeren Bedrohung resultierte, war hochkomplex. Viele Sowjetbürger legten plötzlich Eigeninitiative an den Tag, engagierten sich für die Verteidigung ihrer Heimat. Unter der Landbevölkerung äußerten viele offen ihre Hoffnungen auf Abschaffung der Kolchosen und Öffnung der Kirchen. Die Gesellschaft gewann durch ihre Teilnahme am Krieg ein neues Selbstbewußtsein, emanzipierte sich innerlich von Stalin. Gleichzeitig – und diese Widersprüchlichkeit kommt bei Bordiugov nicht so deutlich heraus – wuchs während des Krieges die persönliche Macht Stalins und steigerte sich der Personenkult. *Dzeniskevich* beschreibt am

Beispiel Leningrads ebenfalls Unzufriedenheit, Kritik und mannigfaltige Gerüchte, betont aber, daß die überwältigende Mehrheit der Arbeiter loyal zum Sowjetstaat blieb. Die Arbeiter legten eine hohe Aktivität an den Tag, hielten Versammlungen ab, bildeten eine Volksmiliz, erklärten ihre Bereitschaft, den Arbeitstag zu verlängern, sammelten Geld. Als Motive für dieses Verhalten identifiziert Dzeniskevich einen nationalen Patriotismus, den aus der Gruppenidentität erwachsenden Wunsch, die eigene Stadt, den eigenen Betrieb, die eigene Familie zu verteidigen und bei einem Teil der Arbeiter auch einen ideologischen Idealismus. Bidlack schildert die andere Seite des belagerten Leningrads, nämlich die Überlebensstrategien, von der Flucht aus der Stadt über Arbeitsuche, Tauschhandel, Gemüseanbau und Diebstahl bis hin zur Arbeitsniederlegung und zu Kapitulationsappellen, wobei er anmerkt, daß letztere nur von einer Minderheit getragen und nie zu einer organisierten Bedrohung für das Regime wurden. Auch die Moskauer Bevölkerung war 1941 trotz vorübergehender defaitistischer Tendenzen mehrheitlich loyal, wie Gorinov konstatiert. Nur wenige wünschten sich einen deutschen Sieg. Wenn man aus der Stadt floh, dann nach Osten. Sabotage und antisowjetische Aufstände fanden nicht statt.

Der zweite Abschnitt dreht sich um Kultur und Intellektuelle. Bernd Bonwetsch befaßt sich mit sowjetischen Intellektuellen während des Krieges und erklärt, warum viele Angehörige der Kriegsgeneration den Krieg trotz seiner Schrecken als die beste Zeit ihres Lebens empfanden: Man fühlte sich freier, dem Land und seiner Führung verbundener, hatte weniger Angst vor Verfolgung als vorher und nachher, handelte im subjektiven Empfinden selbstbestimmter. Das ist nur zu verstehen vor dem Hintergrund dessen, was sich in den dreißiger Jahren abgespielt hatte, denn Normalität und Frieden gab es ohnehin schon lange nicht mehr. Der „richtige“ Krieg brachte nun nach Jahren der Lüge endlich Wahrhaftigkeit. Die Not, der Tod konnten beim Namen genannt werden, und sie wurden von einem äußeren Feind verursacht. Das brachte, so paradox es klingt, v.a. für die Intelligenz eine gewisse innere Erleichterung. Man konnte wieder die Wahrheit sagen, mußte sie nicht hinter Phrasen verschleiern. Sostakovič, den Bonwetsch als Zeugen anführt, schrieb, daß der Krieg das Leiden zu einem gemeinschaftlichen Erleben machte. Schon vor dem Krieg hatte praktisch jede Leningrader Familie einen Verlust zu beklagen, aber sie mußte das heimlich, für sich tun. Nun wurde gemeinsam und öffentlich gelitten. Warum sich die Bevölkerung erhob, um ihr Land zu verteidigen, wie Bonwetsch zutreffend feststellt, hinterfragt er nicht. So selbstverständlich war dieses Verhalten gerade nach den Erfahrungen der Jahre davor nicht. Auch die sowjetische Führung war zunächst mißtrauisch, erwartete einen inneren Krieg und führte präventiv Deportationen und drastische Sicherheitsmaßnahmen durch. Stalin und seine Gefolgsleute hatten nicht erwartet, daß das Volk sie unterstützen werde. Erst nach der anfänglichen Panik erkannten sie, daß die Bevölkerung ihr Land aus eigenem Antrieb verteidigte.

Aileen G. Rambow untersucht die Dichtkunst im belagerten Leningrad, als Schriftsteller und normale Bürger versuchten, dem tausendfachen Tod einen Sinn abzugewinnen. Richard Stites beschreibt die Entwicklung der Unterhaltungskunst im Krieg und das Echo unter den Aufführenden und Zuhörern. Er zeigt, daß in der Kriegskultur zwei Strömungen nebeneinander existierten und gelegentlich kollidierten: Einerseits gab es den offiziellen Stil des Nationalismus, Autoritarismus, der formal, unpersönlich, pompös, unemotional war und sich in Regierungsverlautbarungen, Pravda-Schlagzeilen, Filmen, Liedern, Musik, Theaterstücken, Bildern äußerte. Verglichen mit anderen Ländern war dieser Stil hypertroph. Andererseits gab es auch einen inoffiziellen und halboffiziellen Stil, der die Gefühle der Menschen zum Ausdruck brachte: Er war emotional, persönlich, natürlich, spontan, ehrlich in bezug auf Tod, Leiden, Heldentum und Haß. Sogar die „Pravda“ öffnete sich diesem Stil.

Im dritten Abschnitt steht die kämpfende Truppe im Vordergrund. Mark von Hagen wertet Berichte über die Moral und Verhaltensweisen von Rotarmisten während der Kriege gegen Polen und Finnland 1939/40 aus. Sie zeigen einen hohen Grad von Verunsicherung der Soldaten. Irritierend war nicht nur der Propagandaschwenk im Gefolge des Hitler-Stalin-Paktes, sondern auch der harte Widerstand der Finnen, der bei den sowjetischen Soldaten und Offizieren Zweifel an ihrer angeblichen Befreiungsmission hervorrief. Außerdem merkten die Soldaten beim Einmarsch nach Polen und Bessarabien, daß die Propaganda gelogen hatte. In den bis dahin „kapitalistischen“ Ländern war die Versorgung besser als in der Sowjetunion. Viele Offiziere und Soldaten kauften ein, was sie nur konnten. Auch hier ist quellenbedingt schwer zu bestimmen, wie verbreitet die Erosion der Mythen, der Defaitismus und antisowjetische Haltungen waren. Von der Führung wurden die einschlägigen Berichte jedenfalls ernstgenommen. Dennoch scheint es so, als sei die Mehrheit der Roten Armee patriotisch und loyal eingestellt gewesen.

Einschätzungen aus den Feldzügen 1939/40 können ohnehin nur bedingt auf den Krieg zur Verteidigung des eigenen Landes ab Juni 1941 übertragen werden. Hier setzt Robert W. Thurston an. Er erforscht das Verhalten und die Moral der Rotarmisten zu Beginn der deutschen Invasion sowie die Abwägungen von Kriegsgefangenen, ob sie nach Kriegsende im Westen bleiben oder in die Sowjetunion zurückkehren sollten. Die Tatsache, daß 1941 mehr als drei Millionen Rotarmisten in deutsche Kriegsgefangenschaft gerieten, eine weitere Million Sowjetbürger während des Krieges auf deutscher Seite diente und die Deutschen bei ihrem Vorrücken vielerorts als Befreier begrüßt wurden, ließ manche Autoren schlußfolgern, daß die sowjetische Bevölkerung anfangs ihr Regime nicht unterstützte und erst durch die brutale Besatzungspolitik gegen die Deutschen aufgebracht wurde. Thurston argumentiert überzeugend gegen diese These: Die Begrüßung der Deutschen betraf überwiegend die 1939 von der Sowjetunion annektierten Gebiete, nicht das Kernland, und die massenhaften Kapitulationen waren das strategische Ergebnis der großen Kesselschlachten, die dem einzelnen Soldaten gar keine Wahl ließen. Auf dünnerem Eis steht Thurstons Beurteilung der Einstellungen der sowjetischen Kriegsgefangenen und Zwangsarbeiter bei Kriegsende. Hier muß erst noch systematische Forschungsarbeit geleistet werden. Die Überlegungen von Thurston sind anregend und weisen in die richtige Richtung, aber sie sind erst ein Anfang.

Beate Fieseler und Susanne Conze zeigen, daß Frauen einen gewichtigen Beitrag in den Streitkräften leisteten. Rund eine Million Frauen dienten in der Roten Armee oder in Partisaneneinheiten. Sowohl die zeitgenössische Propanda als auch die späteren historischen Darstellungen und literarischen und filmischen Verarbeitungen des Krieges spielten den militärischen Beitrag der Frauen herunter. Der sowjetische Staat betrachtete den massenhaften Kampfeinsatz von Frauen nicht als wünschenswert. Die Art, wie damit umgegangen wurde, zeigt ein männliches Unbehagen an der kämpfenden Frau. Nach dem Krieg machte das Regime klar, daß es diese Art von Einsatz nur als Ausnahme in einer Notlage betrachtete, der der weiblichen Natur fremd sei. Die kämpfenden Frauen verschwanden aus der öffentlichen Kriegserinnerung weitgehend.

Dort, wo der Sammelband zeitlich endet, setzt die Monographie von *Elena Zubkova* über die sowjetische Nachkriegsgesellschaft ein.²² Das Schwergewicht ihrer Untersuchung liegt ebenfalls auf den Stimmungen der Bevölkerung, ihren Reaktionen auf politische Kampagnen, außenpolitische Aktivitäten, Versorgungs- und Wohnungsprobleme. Zubkova verwendet bewußt den Begriff „öffentliche Meinung“, um der Vorstellung zu entgegenen, in der stalinistischen Gesellschaft habe es keine von der offiziellen Propaganda abweichende öffentlich geäußerte Meinung gegeben. Unter Berufung auf Elisabeth Noelle-Neumann definiert sie als öffentliche Meinung das, was der Mensch öffentlich laut äußert,

in Gegenwart anderer, ohne sich vor Isolation zu fürchten. Zentrales Problem dieses Buches ist die Einstellung der Menschen zum Regime, dessen Beschlüssen und Trägern, d.h. die subjektive Brechung der Politik. Zubkova legt Wert darauf, daß diese politischen Einstellungen und Verhaltensweisen nicht losgelöst vom sozialen Kontext betrachtet werden können. Politik und Alltag gehen ineinander über, bedingen einander. Die Politik ihrerseits steht unter dem Druck des Alltags, der Bedürfnisse der Bevölkerung. Umgekehrt beeinflusst die Politik das alltäglichen Verhalten der Menschen und deren Wahrnehmung der täglichen Probleme, erreicht gesellschaftliche Zustimmung und Loyalität.

Quellengrundlage des Buches sind Dokumente persönlicher Provenienz (Tagebücher, Memoiren, Briefe), überwiegend aber Informationsdossiers und Stimmungsberichte von Parteorganen. Zubkova ist sich der Problematik dieser Quellen bewußt, die immer nur ganz bestimmte Ausschnitte der Wirklichkeit beschreiben und räumt ein, daß der einzelne Bericht nur im Abgleich mit anderen, möglichst verschiedener Provenienz ausgewertet werden kann. Auf diese Weise gelingt es ihr überzeugend, Aussagen über Tendenzen der Stimmungen, über verbreitete Erwartungskomplexe, Gerüchte und psychologische Faktoren zu verschiedenen Zeitpunkten zu treffen. Es wird auf jeden Fall deutlich, daß es auch unter Stalin eine öffentliche, von der Propaganda abweichende, Meinung gab. Unter den sowjetischen Bedingungen war es zwar relativ leicht, die öffentliche Meinung zu manipulieren, denn alle Informationskanäle befanden sich unter der Kontrolle des Regimes. Die öffentliche Meinung bildete sich allerdings nicht nur über Zeitungen, Radio und offizielle Information, sondern auch über informelle Kommunikation, v.a. Gerüchte und Mutmaßungen. Je weniger Information über ein Ereignis auf offiziellem Wege verbreitet wurde, desto größere Rolle spielten Gerüchte, selbst ganz unwahrscheinliche.

Die Umstände des Informationsflusses in der Sowjetunion begünstigten das Entstehen und die Verbreitung von Gerüchten. Besonders stark entwickeln sich Gerüchte in Umbruchzeiten, wenn es Hoffnungen und Ängste gibt. Das war bei Kriegsende und in der unmittelbaren Nachkriegszeit der Fall. Die Gerüchte lassen sich in optimistische und pessimistische einteilen. Optimistische waren die von der bevorstehenden Auflösung der Kolchozen, der Abschaffung der Lebensmittelkarten, von Preissenkungen, dem Nachlassen der Zensur, einem engeren Kontakt mit dem Westen. Das verbreitetste und hartnäckigste pessimistische Gerücht war das über den baldigen Ausbruch eines neuerlichen Krieges. Das Regime reagierte auf diese Gerüchte verschieden. Einige dieser Gerüchte, z.B. die über die Auflösung der Kolchozen, wurden für „feindlich“ und „antisowjetisch“ erklärt und ihre Verbreitung bestraft. Andere Gerüchte wurden inoffiziell gefördert und zu politischen Zwecken benutzt. Gerüchte über einen neuerlichen Krieg oder die aggressiven Absichten der früheren Verbündeten kamen zum Beispiel der antiwestlichen Propaganda gelegen. Das Volk war bereit, unpopuläre Maßnahmen hinzunehmen, wenn sie mit den Interessen der Verteidigung begründet wurden („Damit es bloß keinen Krieg gibt“).

Eine Strategie zum Ertragen der strengen Sozialkontrolle war die nur scheinbare oder rituelle politische Aktivität. Das Regime achtete darauf, daß die Menschen an Versammlungen, Wahlen, Kampagnen usw. teilnahmen. In Wirklichkeit interessierte sich nur ein kleiner Teil der Bevölkerung für politische Fragen. Die anderen bewegten ganz andere Probleme: wo Brot zu bekommen war, womit man die Kinder anziehen könne. Der Alltag, das elementare Überleben überlagerte die Politik.

Das Regime sorgte sich ständig um sein positives Image. Dabei benutzte man die im Bewußtsein der Bevölkerung vorhandenen Stereotypen der Wahrnehmung der obersten Macht. Die oberste Macht sollte in den Augen des Volkes mit der Instanz der höchsten Gerechtigkeit assoziiert werden, bei der jeder kleine Mann Schutz findet. Daher sonderte sich die oberste Macht in Gestalt des Führers von allen anderen Instanzen ab. Jeder konnte un-

mittelbar bei Stalin petitionieren. Eine solche Petition war nicht an die Person Stalin gerichtet, sondern an die oberste Gerechtigkeit. Der lebendige Stalin war für die Augen des Normalsterblichen unerreichbar.

Zubkova restimiert ihre facettenreiche Untersuchung mit der Feststellung, daß sich kein Regime auf Dauer ohne Unterstützung der öffentlichen Meinung halten könne. Das stalinistische Regime benutzte die Mechanismen der Einwirkung auf das Bewußtsein der Bürger – von der Propaganda bis zum Terror – sehr effektiv, um in der Gesellschaft entsprechende Stimmungen zu bilden, die die Autorität des Regimes stützten und den Konsens zwischen Regime und Volk aufrechterhielten. Die öffentliche Meinung im Sowjetsystem funktionierte anders als die in offenen demokratischen Gesellschaften. Aber es gab eine, und die sowjetische Gesellschaft war nicht stumm und nicht absolut gleichgeschaltet. Sie hatte ihr eigenes Gesicht und ihre „Welt der Meinungen“.

Die Frage der Stimmungen wird von Zubkova breit aufgefächert, nicht reduziert auf Zustimmung oder Ablehnung des Regimes. Dadurch entsteht ein vielfältiges und glaubwürdiges Bild, aber es ist andererseits auch schwierig, summarische Schlüsse zu ziehen. Man sieht, was die Menschen bzw. verschiedene Gruppen in den Nachkriegsjahren bewegte, welche Wunschvorstellungen und Illusionen offenbar weit verbreitet waren, aber die Frage, wie groß der Rückhalt des Regimes in der Bevölkerung war bzw. wie sich das Maß dieses Rückhalts veränderte, ist damit nicht eindeutig beantwortet.

IV. Öffentliche Kultur

„Public Culture“ ist das Thema der Monographie von *Jeffrey Brooks*, die den Zeitraum von 1917 bis 1953 abdeckt.²³ Es ist im wesentlichen eine Untersuchung der sowjetischen Presse, vor allem der zentralen Parteizeitung „Pravda“. Am Rande werden auch Literatur und Künste berücksichtigt. Brooks zeigt, wie die Parteiführer eine Vision von nationaler Identität durch ihre straffe Kontrolle über die Verteilung von Informationen konstruierten und was „Logokratie“ (Herrschaft des Wortes) in der Sowjetunion bedeutete. Indem die Bolschewiki eine ganz spezifische öffentliche Kultur installierten, schufen sie ihre eigene verfälschte Realität, in der wesentliche Elemente der wahren Realität gar nicht vorkamen, und vermittelten diese der Bevölkerung. Brooks veranschaulicht, wie die Herrschenden ihre Weltansicht konstruierten und sie monopolisierten. Er verfolgt die Entwicklung des Medienvokabulars, das die ideologische Basis für die Information der Bürger durch den Staat bildete, bis hin zur Auszählung der Häufigkeit, mit der bestimmte Begriffe und Bilder benutzt wurden. Die Bolschewiki bedienten sich einer symbolgeladenen, ritualhaften Sprache, die die Welt in feste, wertende Kategorien einteilte.

Daß der Sowjetstaat die Medien kontrollierte, ist nichts Neues. Brooks beschreibt, wie es im einzelnen geschah und welche Inhalte zu welchen Zeiten über die Medien transportiert wurden. Schon am zweiten Tag ihrer Herrschaft gaben die Bolschewiki das „Dekret über die Presse“ heraus, das oppositionelle Zeitungen verbot. Die sowjetische Verfassung sprach zynisch davon, daß die Abhängigkeit der Presse vom Kapital beendet und sie in die Hände der Arbeiterklasse und Armbauern übergeben werde. Vor 1917 hatte die Presse unter der zaristischen Zensur gestanden, war aber dennoch vielfältig und offen zum Dialog und vor allem ein Produkt des Leserinteresses gewesen. Sie druckte, was gern gelesen wurde und spiegelte so die bestehende Gesellschaft wider. Im Gegensatz dazu diktierten nach 1917 die Bolschewiki den Inhalt der Presse, sagten den Menschen über die Presse, wofür sie sich interessieren und was sie wissen sollten. Dabei ist durchaus eine Entwicklung zu erkennen: 1917 war die Presse ein Kommunikationsmittel der Elite untereinander,

mit begrenztem Dialog über den Weg zum Sozialismus und mit einigen Anstrengungen, die Öffentlichkeit zu überzeugen. Unter Stalin verschwand jeder Dialog und alle Formen der öffentlichen Kultur wurden Instrumente zur Verherrlichung der Errungenschaften des Staates und zur Übermittlung von Anordnungen der Regierung. Die Zeitungen füllten sich mit Artikeln, die der Partei und dem Staat für ihre Weisheit und ihre Erfolge dankten, die Fortschritte der Wirtschaft lobten, Stalin priesen und die Volksfeinde stigmatisierten. Die Presse war zunehmend von Realitätsverweigerung und Antizipation der angeblich lichten Zukunft gekennzeichnet. Die Regierung benutzte die Presse, um das zu erzeugen, was Brooks „economy of the gift“ nennt. Mit diesem griffigen Terminus beschreibt er etwas, was im Grunde nicht neu ist: Das Regime inszenierte sich als der Wohltäter, der Modernisierung und Glück brachte. Alles Gute im Leben war ein Geschenk des Staates, für das die Menschen in einer Dankesschuld standen. Die Zeitungen waren voll mit Dankesbriefen an den Genossen Stalin. Diese machten bis zu einem Drittel des Umfangs der Zeitungen aus.

Das Buch ist anregend zu lesen, entwirft ein anschauliches Bild der sowjetischen Parteipresse, der Inszenierungen, Selbsthalluzinationen und der Bevölkerung eingepflegten Imaginationen, aber seine Erklärungskraft ist begrenzt. Der Autor unterstellt, daß das, was die Partei über ihre Presse und andere Kanäle aussendete, bei den Empfängern auch so ankam und sie im erwünschten Sinne mental veränderte. Wirklich untersucht hat er diese Wirkung nicht. Die Ergebnisse der oben besprochenen Forschungen zur öffentlichen Meinung und zu den Stimmungen in der Bevölkerung sprechen ziemlich klar gegen die Annahme, daß der offizielle Diskurs der alles Bestimmende war. Unter der Landbevölkerung mit ihrem noch bis in die dreißiger Jahre hohen Analphabetentum und erst recht in den nichtrussischen Peripherien muß man allein schon bei der Rezeption des geschriebenen Wortes große Abstriche machen. Bei weitem nicht jeder konnte lesen, was in der „Pravda“ stand – wenn er es überhaupt wollte – und wenn er es konnte, dann war noch lange nicht gewährleistet, daß er darunter dasselbe verstand wie die Verfasser in Moskau. Ein weiteres Problem besteht darin, daß Brooks auf die Auswertung von Archivquellen verzichtet hat. Das Ergebnis ist eine aus dem Inhalt ihrer Artikel abgeleitete Geschichte der „Pravda“. Über die Innengeschichte der Zeitung, die Vorgänge in der Redaktion und deren Interaktionen mit der Führung und möglicherweise mit Lesern, erfahren wir nichts.

Dennoch ist durchaus Interessantes herausgekommen. So etwa die Beobachtung, daß das, was Brooks „performance“, also das Vorgaukeln einer Scheinwelt, nennt, in der Anfangsphase des Krieges unterbrochen wurde. Während die Presse mit dem Anlaufen des ersten Fünfjahresplans ein „militantes Wunschdenken“ praktizierte und Mißerfolge, ja selbst Katastrophen wie die Hungersnot von 1932/33 systematisch verschwieg, konfrontierte sie 1941/42 die Bevölkerung mit der realen Gefahr des deutschen Vormarsches. Mit der Kriegswende 1943 setzte dann wieder die schönfärberische „performance“ im gewohnten Stil ein. Parallel dazu wurde auch die Verherrlichung Stalins unterbrochen. In den ersten Kriegsjahren, als die Rote Armee Mißerfolge hatte, wurde Stalin deutlich seltener in den Zeitungen gezeigt. Im Mittelpunkt der Dankbarkeit standen die Rote Armee und die Nation als Ganze. Erst ab 1943 nahm Stalin wieder den Mittelpunkt der Bühne ein.

Aufschlußreicher und von der Quellengrundlage her breiter ist die Untersuchung von Karen Petrone über die stalinistische Festkultur.²⁴ Petrone konzentriert sich im wesentlichen auf die Zeit zwischen 1932 und 1937. Sie begreift öffentliche Feiern, Feste und Demonstrationen als politische Instrumente zur Formung einer Massenidentität und untersucht sie im Kontext ihrer Produktion und Rezeption mit den Mitteln der Diskursanalyse und als soziale Praktiken. Die Diskursanalyse ist dabei weit gefaßt, sie bezieht alle Arten von Kommunikation mit ein, also auch Bilder, Spruchbänder, Lieder und Rituale. Sowjetische Feste waren mehr als nur Zerstreuung und Ablenkung der Bevölkerung vom tristen

Alltag. Die Planung und Durchführung von Festen und Feiern spiegelt die Anstrengungen des Regimes, die Bevölkerung in seinem Sinne sozial und kulturell aufzuklären. Sportlerdemonstrationen, die Feier von erfolgreichen Expeditionen, das Jubiläum zum hundertsten Todestag Puškins, Feierlichkeiten zur Oktoberrevolution oder zum 1. Mai waren Gelegenheiten, um traditionelle Werte und Praktiken mit der sozialistischen Ideologie zu verschmelzen, die Bürger zu erziehen und Unterstützung für den Staat aufzubauen. Feiern zeigen, wie das Regime versuchte, Legitimität über emotionale Appelle und Mobilisierung über „unpolitische“ Fröhlichkeit zu erreichen. Feiern spielten auch eine wichtige Rolle für die politische Bildung der Bevölkerung. Viele Menschen waren ansonsten unberührt vom nur schlecht und recht funktionierenden politischen Unterricht und kamen nur an Feiertagen mit Politik und Ideologie in Berührung. Von den Bürgern wurden offizielle Feiern allerdings häufig für andere, vom Staat nicht vorgesehene Zwecke, adaptiert. Durch die Feiern entstanden hybride Identitäten, definierten die Bürger ihren Platz in der stalinistischen Hierarchie.

Petrone beschreibt die Planung und Durchführung von öffentlichen Feiern und zeigt, wie unvollkommen und ineffektiv sie abliefen, wie sie das Gegenteil von dem bewirken konnten, was sie bewirken sollten, indem Teilnehmer unangenehme Fragen stellten und manche Teilnehmer die Ereignisse auf ihre Weise wahrnahmen. Sie macht die Vielfältigkeit des offiziellen Diskurses, seine Mehrdeutigkeiten und Widersprüche anschaulich. Die Regisseure des Diskurses und der Feste konnten nicht kontrollieren, wie das, was sie schufen, von anderen praktiziert wurde. Petrone analysiert die Kategorien und Konzepte, die Funktionäre benutzten, um Legitimität und Autorität zu fördern. Sie untersucht aber auch die Wege, auf denen diese Ideen zum Ausdruck von alternativen, inoffiziellen und subversiven Standpunkten benutzt werden konnten. Man konnte im Gewande des „bolschewistischen Sprechens“ und der vorgegebenen Rituale durchaus nichtkonforme Gedanken zum Ausdruck bringen. Einmal mehr wird hier deutlich, daß die stalinistische Gesellschaft kein monolithischer und beliebig formbarer Block war, sondern durchaus ein Eigenleben mit dissidenten und devianten Verhaltensweisen hatte, umso mehr, je weiter man sich vom Zentrum der Macht entfernte. Auch das ist ein Vorzug des Buches, daß es sich nicht auf Moskau oder Leningrad beschränkt, sondern die Provinz miteinbezieht. Zentrale und örtliche Stellen sprachen nicht immer mit einer Stimme. Die Ziele der Regierung wurden vor Ort und von der Bevölkerung nicht immer verstanden. Die Feiern brachten manchmal unabsichtlich Chaos, Ineffektivität und Unordnung zum Vorschein. Besonderes Augenmerk widmet die Untersuchung den alternativen Ideen, die im Gewand der offiziellen Sprache daherkamen („hidden transcripts“) oder sich in Handlungen und Praktiken äußerten, vor allem dann, wenn Feiern schiefgingen. Eine schiefgelaufene Feier konnte eine Art Karneval sein, ein subversives Element der Volkskultur. Im Karneval werden die Autoritäten abgesetzt, Machtverhältnisse umgedreht, die Welt ins Gegenteil verkehrt. – Die Argumentation Petrones ist überzeugend, erscheint aber manchmal auch etwas überzogen. Wenn ein offizielles Erntefest anstelle der beabsichtigten Demonstration neuen Kulturbewußtseins zu einem Saufgelage wurde, dann waren in Petrones Interpretation Elemente der Volkskultur am Werk, um mit traditionellen Verhaltensweisen Freiheit geltend zu machen. Denselben Vorgang kann man natürlich auch banaler (und vielleicht lebensnäher?) mit dem latenten Alkoholismus eines beträchtlichen Teils der Bevölkerung erklären. Hätten die Bauern aus dem sowjetischen Fest eine religiöse Erntedankfeier gemacht, wäre es eine eindrucksvollere Demonstration der Volkskultur gewesen. Dennoch bleibt auch hier ein wahrer Kern: Die Umformung der Menschen durch Sprache, Rituale und inszenierte Feste funktionierte eben nicht in dem Maße, wie es sich die Machthaber gewünscht hätten.

Petrone zeichnet ein lebendiges Bild von der Rolle der Massenmedien, Fotografie, Film, Radio bei der Schaffung eines neuen Heldenepos. Sie macht die Grenzen deutlich, die der Mangel an technischer Ausrüstung, Infrastruktur und der geringe Bildungsstand den Bemühungen setzten, Worte und Bilder aus dem Zentrum in die Peripherie zu übermitteln. Dem Staat fehlten die Mittel für eine totale Propaganda.

Ihre Fallstudien hat Petrone in zwei Abschnitte gruppiert: Der erste Abschnitt („Öffentliche Kultur und Massenmobilisierung“) befaßt sich mit Sportlerparaden, mit der Glorifizierung der sowjetischen Luftfahrt und der zurückgekehrten Polarexpedition sowie mit den Feiern zum Neujahrstag, der an die Stelle der orthodoxen Weihnacht trat. Der zweite Abschnitt („Intelligencija und sowjetische Aufklärung“) analysiert die Puškin-Feiern von 1937, die Feiern zum 20. Jahrestag der Oktoberrevolution, die Feiern rund um die Stalin-Verfassung von 1936 und die Wahlen zum Obersten Sowjet.

Die Partei schuf einen Zyklus von jährlichen Feiertagen, machte aus den früheren Protestkundgebungen zum 1. Mai fröhliche Feiern des sowjetischen Sieges, organisierte Massenfeierlichkeiten zum Jahrestag der Revolution. Sie benutzte Massenfeste, um neue Identitäten zu entwickeln, ihre Herrschaft zu festigen und den Übergang vom revolutionären Untergrund zur herrschenden Kraft zu unterstützen. Die Feiern im Bürgerkrieg waren künstlerisch vielfältig, stark von der Populärkultur durchdrungen, mit viel Theatralik und Spontaneität. In den zwanziger Jahren wurden Demonstrationen mehr zur Routine. Mit Stalins Machtantritt änderte sich die Festkultur von Grund auf. Ende der zwanziger Jahre beseitigte die verstärkte Kontrolle von oben die Spontaneität der Bevölkerung. Die Rituale versteiften sich, die Paraden wurden strenger organisiert, politisiert, militarisiert, standardisiert. Das Massenritual hörte auf, irgendeine Volksstimmung auszudrücken. Die Feiern wurden auch im Maßstab größer. Es kamen neue Feiern hinzu, zum Teil wiederkehrende, zum Teil einmalige. Fast alle Feste wurden nach dem Muster der Massenveranstaltung gestaltet. Gruppen von Bürgern versammelten sich, in der Regel an ihrer Schule oder ihrem Arbeitsplatz, um zu hören, wie Funktionäre die Bedeutung des Feiertags erklärten, Leute auszeichneten, die sich verdient gemacht hatten und die Menge zu noch größerer Anstrengung aufriefen. Danach folgten Unterhaltung und Bewirtung. An den großen Feiertagen fanden diese Versammlungen am Vorabend statt. Am Feiertag selbst gab es dann Demonstrationen und Paraden.

Orthodoxe religiöse Praktiken bestanden in den dreißiger Jahren fort, vor allem auf dem Land. Die Funktionäre bemühten sich, durch das Begehen sowjetischer Feiertage die Macht der religiösen Feiern zu verringern. Das Ergebnis war ein Verschmelzen der sowjetischen und der religiösen Feiern, z.B. 1. Mai und Ostern. Die sowjetische Festkultur war somit eine synkretische Mischung aus traditionellen und sowjetischen Mustern.

Trotz des egalitären Elements der Massenteilnahme gehörten Demonstrationen zu den Institutionen, die Hierarchie betonten. Die Teilnehmer wurden nach einer Hierarchie organisiert, die auf verschiedenen Kriterien beruhte: Alter, Aussehen, Geschlecht, Nationalität, Parteimitgliedschaft, Wohnort, sozialer Status, Beruf. Der Ort einer Person in der Parade zeigte ihren Status in der Gesellschaft.

Am Beispiel der Puškin-Feiern illustriert Petrone, wie einerseits das Regime die historische Persönlichkeit manipulierte und umfunktionierte, um sie in ihre Dienste zu stellen, wie aber andererseits Intellektuelle das Jubiläum nutzten, um über politische Freiheit oder die Gefahr, ein Lakai des Regimes zu werden zu diskutieren. Eine der möglichen Varianten dabei war die Benutzung einer zweideutigen Sprache: Man schrieb über Zensur, Mangel an politischer Freiheit, Lakaien rund um den Thron Nikolaus I. – das alles konnte aber auch auf Stalins Herrschaft bezogen werden.

Petrones Buch ist zweifellos eine Bereicherung der Forschung und zudem eine anregende und kurzweilige Lektüre. Manches von dem, was sie schreibt, ist nicht wirklich neu, etwa daß die Sowjets Elemente aus orthodoxen Ritualen übernahmen, daß es einen vorgezeichneten Paradoweg durch die Stadt gab, vorbei am Machtzentrum, daß historische Gebäude abgerissen und durch neue mit Symbolcharakter ersetzt wurden – man liest es dennoch im Kontext ihrer Analyse nochmals mit Gewinn. Die Interpretationen und Argumentationen sind allerdings redundant, wiederholen sich manchmal innerhalb weniger Seiten. Manches, was zu Beginn eines Kapitels eigentlich recht schnell klar ist, wird ohne viel Erkenntnisgewinn umfangreich ausgewalzt. Die Beispiele, die Petrone als Belege für deviante Verhaltensweisen bringt, sagen meist wenig über das Verhältnis der Menschen zum Regime aus. Es geht vielmehr um Bequemlichkeit, Unlust, Disziplinlosigkeit, Alkoholismus und das individuelle Bestreben, die Parade für sich selbst attraktiv oder auch nur erträglich zu machen.

V. Subjektives Erleben von Terror und Verfolgung

Terror, Repressionen und Verfolgung gehören nach wie vor zu den zentralen konstituierenden Elementen des Stalinismus. Auch wenn sich die Forschung schon seit längerem von der durch die Totalitarismustheorie geprägten Vorstellung verabschiedet hat, daß Terror und Kontrolle die alles dominierenden Faktoren gewesen seien, so sind diese realen Phänomene des Lebens im Stalinismus gerade für kulturgeschichtlich orientierte Untersuchungen ein lohnendes Feld. Im Vordergrund des Interesses stehen aus dieser Perspektive weniger die Entscheidungsprozesse und die Organisation der Durchführung, sondern die schon angesprochenen Motive und mentalen Prädispositionen der Täter und Mitmacher sowie das subjektive Erleben der Opfer. Subjektive Wahrnehmungen lassen sich noch am ehesten aus Selbstzeugnissen erschließen. Memoiren und Autobiographien wurden schon zur Sowjetzeit in großer Zahl publiziert, und selbst diese in den erwünschten offiziellen Diskurs eingepaßten Lebensgeschichten lassen sich mit Gewinn auswerten, wie Susanne Schattenberg jüngst bewiesen hat.²⁵ Nach dem Zusammenbruch der Sowjetherrschaft ist eine neue Kategorie von Editionen hinzugetreten, nämlich Erlebnisberichte und Lebensgeschichten von Opfern des Stalinismus. War man hier früher überwiegend auf Berichte von Emigranten angewiesen, so hat sich nun die Quellenbasis stark verbreitert.

„*Memoirs of the Dispossessed*“ nennt sich eine kleine Sammlung von ins Englische übersetzten Interviews mit Kindern, Enkeln und Urenkeln deportierter Kulaken aus der Region Kurgan in Westsibirien.²⁶ Olga Litvinenko, selbst dort geboren und Urenkelin von Opfern der Kollektivierung, sammelte die Interviews. Sie ist sich bewußt, daß die russische Forschung zur Kollektivierung hinter der westlichen herhinkt, präsentiert das Büchlein dennoch dem westlichen Leser, um die nüchternen Analysen westlicher Historiker durch unmittelbare Beschreibungen persönlicher Schicksale zu ergänzen. Die Übersetzung der Interviews besorgte James Riordan von der University of Surrey, der auch eine knappe Einleitung beisteuerte. Die editorische Kommentierung der Interviews beschränkt sich auf vereinzelte Fußnoten, in denen Begriffe erklärt werden.

Der Band ist keine Quellenedition im klassischen Sinn, sondern eher ein Lesebüchlein für ein breiteres Publikum. Die Texte eignen sich durchaus auch als schnell zu bewältigende Seminarlektüre für eilige Studenten. Der mit der Kollektivierung vertraute Historiker findet wenig Überraschendes, kann aber sein Bild vom Leben der russischen Bauern im 20. Jahrhundert um eine persönliche und recht anschauliche Perspektive erweitern, vor allem, was das Leben nach der Deportation betrifft, das in der Literatur bisher nur wenig behan-

delt wurde. Erstaunlich, wie es offenbar so manchen deportierten Kulaken bzw. deren Kindern gelang, nach ein paar Jahren wieder Fuß zu fassen, in die Heimat zurückzukehren oder zumindest im Verbannungsgebiet sogar höhere Schulen zu besuchen, in den Komso-mol oder die Gewerkschaft einzutreten. Auf der anderen Seite wird deutlich, wie sich die Einschüchterung und Angst ins Bewußtsein eingeprägt hat und selbst auf die nachfolgenden Generationen weitergegeben wurde. Viele Nachkommen von Kulaken haben heute noch Angst, die Wahrheit zu erzählen. Daher nennt das Büchlein auch nur die Vornamen der interviewten Personen.

Das Büchlein macht anschaulich, wie heterogen die angebliche „Kulakenklasse“ zusammengesetzt war: In den Erzählungen begegnet uns ein Spektrum von Personen, das vom ländlichen Unternehmer bis zum für mitteleuropäische Begriffe ärmlichen Kleinbauern reicht. Die Beschreibung der teilweise sehr beengten Lebensumstände (neun Personen auf fünfzehn Quadratmeter Wohnraum in einem Holzhaus, in dem drei Familien lebten) zeigt die Absurdität der Kategorie „Kulak“. Die Lebensgeschichten lenken den Blick von der politischen Ebene der Kollektivierung auf die vielen menschlichen Ungeheuerlichkeiten, die mit ihr verbunden waren. Die Erzähler neigen dabei allerdings zu einer extremen Schwarz-Weiß-Malerei: Die Bolschewiki im Dorf sind grundsätzlich die faulen und unfähigen Nichtsnutze, die sich nun am Eigentum der Fleißigen bereichern und in ihre schönen Häuser setzen. Diese und andere Sichtweisen machen deutlich, daß die Texte in quellenkritischer Hinsicht problematisch sind: 60-70 Jahre nach den Ereignissen berichten Personen, die damals Kinder oder noch gar nicht geboren waren, über das, was sie erlebten oder was in der Familie weitergegeben wurde. Insofern sind die Texte zum Teil weniger für die Kulakenverfolgung an sich interessant, als für eine kulturgeschichtliche Untersuchung, wie die Verfolgung von den Betroffenen und ihren Nachkommen bewältigt wurde und welche Fernwirkungen sie noch in den Nachkriegsjahrzehnten hatte.

Nicht verständlich ist, warum die Herausgeber dem Büchlein keine Liste mit weiterführender Literatur beige-packt haben. Die Texte sollen schließlich nicht nur betroffen, sondern auch wissensdurstig machen, und diesen Wissensdurst zu stillen, gibt es inzwischen vielfältige und fundierte Möglichkeiten. Bei der Lektüre der Einleitung beschleicht einen sogar der Verdacht, daß die vorhandene Literatur nur selektiv zur Kenntnis genommen wurde. Die wenigen Werke, die in den Fußnoten zitiert werden, sind längst überholt und repräsentieren den Forschungsstand nicht. Im Jahre 1998 immer noch die von Robert Conquest 1986 geschätzten Opferzahlen (14,5 Mio. Tote infolge der Kollektivierung) als maßgeblich anzuführen, ist angesichts der inzwischen geleisteten Forschungen nicht mehr vertretbar.²⁷

Autobiographisch eingebunden und breiter angelegt ist eine andere Sammlung von Interviews, die *Irina Scherbakowa* gesammelt und bearbeitet hat.²⁸ Ende der siebziger Jahre begann Scherbakowa, mit Opfern des Stalinismus Tonbandinterviews zu machen, seit 1991 forscht sie in den Archiven des KGB. Dabei hat sie mehrere hundert Lebensgeschichten gesammelt und daraus für das vorliegende Buch einige Schicksale ausgewählt, die ihr für die Stalinzeit besonders charakteristisch erscheinen. Es sind ganz unterschiedliche Lebensläufe: das jüdische Mädchen aus einem armen Städtchen; die junge Trotzkinin aus einer Arbeiterfamilie, die 1927 mit 17 Jahren verhaftet wurde; der Sohn einer deutschen Schauspielerin, der in einem Kinderheim aufwuchs; das 14-jährige Mädchen, das 1942 nach Deutschland verschleppt wurde; der kriegsgediente hohe Artillerieoffizier, den man 1950 direkt aus der Militärakademie ins Lager schickte.

Das Buch, ausgestattet mit einem knappen Literaturverzeichnis mit publizierten Memoiren und einigen Monographien zum stalinistischen Terror, ist in einem lockeren Plauderton für ein breites Publikum geschrieben, mit einem Minimum an wissenschaftlichem

Apparat. Irina Scherbakowa erzählt, wie sie dazu kam, sich für das Thema zu interessieren und Lebensgeschichten von Verfolgten zu sammeln. Sie beginnt mit der Geschichte ihrer eigenen Familie, erzählt von ihrer Großmutter, die 1941 aus Dnepropetrovsk evakuiert wurde, ihrem Vater, der im Krieg verwundet wurde. Als Juden fielen Angehörige ihrer Familie den deutschen Einsatzkommandos zum Opfer, andere wiederum litten unter dem Antisemitismus der späten Stalinzeit. Während in den Texten der deportierten Kulaken die Opferrolle alles andere an den Rand drängt, reflektiert Scherbakowa durchaus kritisch die Rolle von Mitgliedern ihrer eigenen Familie, die als Intellektuelle das Regime gestützt hatten, zum Teil aktiv als Parteimitglieder und Mitarbeiter der Komintern. Sie schildert, wie ihre Mutter im „romantischen Glauben an die kommunistischen Ideale“ aufwuchs und sich der Partei verpflichtet fühlte, wie der Großvater versuchte, während des Großen Terrors die Verhaftungen gegenüber der zweifelnden Großmutter mit den allgegenwärtigen Feinden zu rechtfertigen.

Was man über die Wahrnehmung des stalinistischen Alltags durch die Eltern und Großeltern der Verfasserin erfährt, sind Informationen aus zweiter Hand, nämlich der (1949 geborenen) Verfasserin selbst, eingekleidet in deren Reflexionen und geschrieben unter dem Eindruck des gescheiterten Experiments „Sowjetunion“. Erst mit den sechziger Jahren setzt die eigene Erinnerung der Verfasserin ein. Sie schildert, wie ihre Eltern Samizdat-Literatur lasen und BBC hörten, welch großen Eindruck die Werke Solženicyns auf sie machten, wie in ihr selbst das Bedürfnis immer größer wurde, sich mit der Vergangenheit zu befassen, wie sie ihren Arbeitsplatz bei der Zeitschrift „Sowjetliteratur“ dazu benutzte, zensurierte westliche Presse zu lesen, wie viele ihrer Bekannten sich „Nischen“ suchten, in denen sie unbehelligt von der Politik tätig sein konnten.

Allmählich geht Scherbakowa dann von der eigenen Lebensgeschichte zu den von ihr gesammelten über. Die Texte werden nicht für sich selbst stehend als Quellen wiedergegeben, sondern in die persönliche Erinnerung der Verfasserin eingebunden und paraphrasiert. Auf diese Weise erhält das Buch mehr literarischen als dokumentarischen Charakter, was dem Lesegenuß förderlich ist, aber den Historiker nicht unbedingt erfreut. Dennoch wird auch er das Buch mit Gewinn lesen und eine ganze Reihe brauchbarer Informationen finden, wie der stalinistische Terror subjektiv erlebt und wahrgenommen wurde und wie sich das in der Stalinzeit Erlebte langfristig auf die Mentalität der Betroffenen auswirkte – diese Informationen erschließen sich in Ermangelung eines Registers oder einer thematischen Gliederung allerdings nur durch die fortlaufende Lektüre des gesamten Buches.

Die Interviews spiegeln recht unterschiedliche Subjektivitäten und Umgangsweisen mit der Vergangenheit. Eine von Scherbakowas Gesprächspartnerinnen war noch Ende der achtziger Jahre von der Unschuld ihres Mannes überzeugt, obwohl dieser in der Hochphase des Massenterrors stellvertretender Leiter des NKVD gewesen war. Auf der anderen Seite des Spektrums stehen Frauen, die aus Loyalität zur Partei an der Unschuld ihrer Männer zu zweifeln begannen, nachdem diese als „Volksfeinde“ verhaftet worden waren. Das ständige Gerede von den allgegenwärtigen Verschwörungen und versteckten Feinden hatte sich auch in ihren Köpfen verankert. Wieder andere, die die willkürliche Verhaftung am eigenen Leib erfahren hatten, schrieben nach ihrer Entlassung Briefe an hohe Stellen, in denen sie auf die Willkür des NKVD hinwiesen – in der naiven Vorstellung, Stalin und die oberste Führung würden so etwas niemals billigen.

Die Lektüre der Lebenserzählungen läßt erahnen, wie quälend die Ungewißheit für Familienangehörige überraschend Verhafteter gewesen sein muß, denen oft erst Monate und Jahre später, nach zahllosen Bittbriefen und Eingaben, das Urteil mitgeteilt wurde – häufig in Form einer Lüge über angebliche Lagerhaft oder den natürlichen Tod des längst Erschossenen. Die Folge der Desinformationspolitik waren Gerüchte und Phantasievor-

stellungen über das Schicksal von verhafteten Angehörigen. Hinzu kam die Verfolgung die die Angehörigen von „Volksfeinden“ selbst erfuhren: Die Ehefrauen wurden verhaftet, die Kinder in Heime verbracht.

Der Terror und die Verhaftungen begegnen einem manchmal in einer grotesken „Normalität“. Da erzählt eine Studentin, wie sie von einer „sympathischen jungen Frau“ verhaftet wird und die beiden dann einvernehmlich – weil es ein schöner lauer Frühlingsabend ist – das wartende Auto der Geheimpolizei stehen lassen und zu Fuß zur Lubjanka hinüberschlendern.²⁹ Sie schildert das ohne jedes Pathos, ohne Grauen, ohne Theatralik – ein Phänomen, auf das Scherbakowa in vielen Lebensgeschichten stieß. Das macht zum einen deutlich, daß der Große Terror weit weniger spektakulär verlief, als es die Hunderttausenden Erschossenen und die Schauprozesse suggerieren, sondern sich in vielen kleinen, unauffälligen Aktionen äußerte, und deutet zum anderen auf einen eigentümlichen Umgang mit dem Ungeheuerlichen hin, der mit dem korrespondiert, was etwa Solženicyn rückblickend über das Jahr 1937 schreibt: Auch er lebte damals in einer „Normalität“, nahm sich die Verhaftungen rund um ihn nicht sonderlich zu Herzen, ja interessierte sich nicht einmal dafür. – Die subjektive Bewältigung des stalinistischen Alltags konnte offenbar ganz unterschiedlich ausfallen. Auch für die Vollstrecker verschwanden die tragischen Einzelschicksale hinter der alltäglichen Routine. Von „Fließbandarbeit“ ist da die Rede, von roten Augen der Richter, die gelangweilt die Verteidigungsrede der Angeklagten anhören und schon nach wenigen Minuten ihr Urteil fällen, weil der nächste Angeklagte schon vor der Tür steht.³⁰

Die historischen Reflexionen und Erläuterungen, die Scherbakowa laufend zwischen die Zitate aus den Interviews einflacht, sind in einem reportageartigen Stil geschrieben, aber nichtsdestotrotz inhaltlich auf der Höhe der Forschung, was die Opferzahlen, die Zielgruppen und den Ablauf der NKVD-Aktionen betrifft. Besonders tiefgründig sind die Analysen allerdings nicht, sie bieten so etwas wie eine Quintessenz der wichtigsten Entwicklungen zur Belehrung für das breite Publikum. Das Buch ist leicht und trotz des stellenweise bedrückenden Inhalts anregend zu lesen, wobei die Flüssigkeit des Stils streckenweise mit einer geringen Informationsdichte erkauft wird. Quellenwert hat das Buch vordergründig für das subjektive Erleben des Terrors, in erster Linie jedoch als Zeugnis der Vergangenheitsbewältigung, zum einen durch die Personen, die als Interviewte zu Wort kommen, vor allem aber durch die Autorin selbst. Es ist weniger eine Dokumentation des stalinistischen Terrors als ein Lesebuch und kulturgeschichtliches Zeugnis des spät- und postsowjetischen Umgangs mit der eigenen Vergangenheit. Der Verfasserin ist diese Doppelfunktion der Texte durchaus bewußt. In einem abschließenden Kapitel über das Funktionieren von Erinnerung stellt sie fest, daß sich im Laufe der Jahre, während des Sammelns der Lebensgeschichten, ihr Interesse verschob: weg von den beschriebenen Ereignissen und hin zu der Frage, wie sich die interviewten Personen erinnerten und warum.

Zu Beginn der sechziger Jahre hatte es, ausgelöst durch Solženicyns „Ein Tag im Leben des Iwan Denisowitsch“ eine erste Welle von Memoiren Repressierter gegeben. Damals stand für viele der Wunsch dahinter, zu beweisen, daß sie unschuldig gelitten hatten, keine Volksfeinde, sondern der Partei treu ergeben waren. Daraus folgte eine gewisse Idealisierung der vorstalinistischen Zeit. Mit Rücksicht auf die Zensur und das angestrebte Ziel der Rehabilitierung wurden Dinge verschwiegen, die nicht ins gewünschte Bild paßten. Die Erinnerungen, die in den 70er und beginnenden 80er Jahren verfaßt wurden, wurden ohne Hoffnung auf Veröffentlichung geschrieben. Man schrieb für sich selbst oder die Familie, war daher freier, berichtete realistischer über das Lagerleben, auch unangenehme Aspekte (Kriminelle, privilegierte Häftlinge, Sexualität usw.). Mit der Glasnost kam ein Boom von Veröffentlichungen über Repressionen. Die historische Wahrheit kam nun ans

Licht. Es waren aber vor allem Intellektuelle und Angehörige der Nomenklatur, die Memoiren schrieben. Die Millionen Opfer der Kollektivierung und des Massenterrors gaben ihre Erinnerungen höchstens mündlich innerhalb der Familie weiter. Wenn man heute die Erinnerungen mit den Archivquellen abgleicht, kann man untersuchen, warum jemand nicht die Wahrheit schreibt, wie der Mechanismus von Verdrängung und Selbstrechtfertigung funktioniert. Scherbakowa spricht dieses Thema – ein Grundproblem der von ihr paraphrasierten Texte – an, machte es aber nicht zum Gegenstand ihres Buches. Es wäre eine lohnende Aufgabe, mit solchen Fragestellungen Memoiren und mündliche Berichte von Opfern und Tätern (die Kategorien lassen sich oft nicht trennen) des stalinistischen Terrors systematisch zu analysieren.

Stärker fokussiert und ohne persönlichen Bezug zur Lebensgeschichte des Verfassers ist die kulturwissenschaftliche Dissertation von *Meinhard Stark*, der eine kollektivbiographische Untersuchung von Frauen, die aus Deutschland in die Sowjetunion emigrierten und dort in die Mühlen des stalinistischen Terrors gerieten, unternimmt.³¹ Stark hat Interviews geführt und ergänzend Dossiers der Geheimpolizei, Akten der Komintern und der SED herangezogen.

Das Buch ist chronologisch gegliedert, verfolgt die Lebensläufe der Frauen von ihrer Kindheit in Deutschland über die Zeit in der Sowjetunion bis zur Remigration in die DDR, der Politik der SED ihnen gegenüber und den Erfahrungen, die sie in der DDR machten. Das Schwergewicht liegt dabei naturgemäß auf den dreißiger und vierziger Jahren in der Sowjetunion, denen fünf Kapitel gewidmet sind. Bei den 17 Frauen, die Stark interviewte, handelt es sich überwiegend um einfache Leute aus der Arbeiter- und Bauernschaft, teils auch aus dem Mittelstand. Sie repräsentieren daher Gruppen, die in der von Angehörigen der Intelligenz dominierten Memoirenliteratur nur schwach vertreten sind. Sie waren Mitglieder der Kommunistischen Partei oder Ehefrauen von Kommunisten, die aus ideologischen Gründen und in politischem Enthusiasmus für den sozialistischen Aufbau Deutschland verlassen hatten und in die Sowjetunion gegangen waren. Zwischen den 1989-1997 geführten Interviews und den Ereignissen liegen 50-70 Jahre – in quellenkritischer Hinsicht und auch im Hinblick auf das fortgeschrittene Alter der Frauen ein bedenklicher Abstand. Stark ist in der Einleitung bemüht, eher die Verlässlichkeit seiner Quellen zu stützen: Das hohe Alter beuge angeblich Verklärungen und Stilisierungen vor, denn die Interviewpartnerinnen stünden unter keinem Profilierungszwang und bräuchten „keine vordergründigen Opferlegenden zu stricken“.³² Ihre Erinnerung habe durch das von der SED-Führung verordnete Schweigen jahrzehntelang „geruht“, die autobiographische „Erstproduktion“ durch das Interview bedinge eine ungestörte Reproduktion der Lebensgeschichte. Die Interviewten sind keine Zufallsauswahl, sondern ergaben sich durch Kontakte zwischen den betroffenen Frauen. Die Lebensläufe sind recht ähnlich, Stark faßt die gemeinsamen Merkmale und Stationen in fünfzehn Punkten zusammen, vom Geburtsjahr (1898-1913) bis zur materiellen Unterstützung durch das SED-Regime als „Verfolgte des Naziregimes“.

Eine über das Beschreiben von Lebensläufen hinausführende Fragestellung wird weder formuliert, noch ist sie aus dem Text ersichtlich. Ähnlich wie Scherbakowa, aber weitgehend ohne deren weiterführende Reflexionen, paraphrasiert Stark Ausschnitte aus den Interviews bzw. faßt die Schilderungen seiner Interviewpartnerinnen zu allgemeineren Aussagen zusammen. Es verwundert daher nicht, daß das Buch ohne viel Bezugnahme zur Forschungsliteratur und ohne Zusammenfassung oder Resümee auskommt, denn das, was man an den siebzehn Lebensläufen zusammenfassen kann, hat der Autor schon auf S. 17-19 aufgelistet. Die Tatsache, daß es Literatur gibt, die dem Thema recht nahe kommt,³³ hätte vom Autor erwarten lassen, daß er aufzeigt, wo seine Darstellung ansetzt und wo sie

über die vorhandene Literatur hinausweist. Die genannten Werke lediglich in Fußnoten und im Literaturverzeichnis lapidar aufzulisten, ohne wirklich auf sie Bezug zu nehmen, ist kein Ersatz für eine Diskussion der Forschungslage.

Die historischen Erkenntnisse, die man aus dem Buch zieht, sind demzufolge recht begrenzt: Man erfährt, wie siebzehn Frauen ihr Leben verbrachten, wie sie in der Sowjetunion verfolgt wurden – aber was daraus an weiterführenden Erkenntnissen folgt, bleibt unklar. Die Umstände der Verhaftungen, Verurteilungen und der Lagerhaft unterscheiden sich nicht von dem, was wir aus anderen Darstellungen wissen. Die kollektivbiographischen Gemeinsamkeiten von Frauen ähnlicher sozialer Provenienz und von einer politischen Orientierung, die etliche Lebensstationen vorbestimmte, sind eher banal. Es fällt schwer, aus ihnen irgendwelche Schlüsse zu ziehen. Statt zu versuchen, aus den Interviews Details über die Repressionen herauszubekommen, wäre es interessanter gewesen, die Lebensgeschichten an sich zu thematisieren, als sinnstiftende Konstrukte oder als Ausdruck des Umgangs einer Generation mit ihrer Vergangenheit und ihren verratenen Idealen. So ist es eine detailverliebte, stellenweise psychologisch interpretierende Sozial- und Alltagsgeschichte von siebzehn Frauen geworden, die – und das ist das Problem dabei – so wie sie geschrieben ist, für sich stehen könnte, wenn es sich bei diesen Frauen um bedeutende Persönlichkeiten oder wichtige politische Akteure gehandelt hätte. Da dies aber nicht der Fall ist, bleibt für den Leser, der keinen ideologisch-emotionalen oder persönlichen Bezug zu den Personen oder zur KPD hat, bei allen interessanten Einzelinformationen ein gewisser Beigeschmack des Belanglosen. Was folgt daraus, daß wir jetzt über das Schicksal dieser Frauen so genau Bescheid wissen? Schließlich sind in die Sowjetunion emigrierte deutsche Kommunistinnen bzw. Ehefrauen von Kommunisten nur eine verschwindend kleine Sondergruppe unter den damals vom stalinistischen Terror Verfolgten.

Trotz aller Kritik hat das Buch einen Wert für den Leser: Man erhält einen Einblick in die Geisteswelt und Vorstellungen der Kommunistinnen, ihr subjektives Erleben der sowjetischen Realität, die Ernüchterung durch die materiellen Probleme, die Desorganisation, Mißwirtschaft und Unfreiheit in der Sowjetunion, aber auch das krampfhaftes Festhalten an der Illusion von den vorübergehenden Opfern auf dem Weg zum Sozialismus (eher bei den Ehemännern als bei den Frauen). Man erfährt, wie die Schauprozesse und Verhaftungen im näheren Umfeld empfunden wurden, wobei allerdings wenig Überraschendes zutage tritt. Die deutschen Kommunistinnen reagierten nicht anders als die russischen Parteimitglieder und Regimetreuen, wenn ein guter Bekannter verhaftet wurde: Sie glaubten entweder, daß etwas Wahres an den Anschuldigungen sei, oder daß der „Irrtum“ bald aufgeklärt werde. „Es wird schon was dran sein“, war die verbreitetste Reaktion unter Starks Interviewpartnerinnen. Bald gesellten sich Angst, Mißtrauen gegenüber der Umwelt und daraus folgende Kontaktscheu und der Zusammenbruch zwischenmenschlicher Solidarität hinzu. Die Angehörigen Verhafteter litten unter der Ungewißheit über das Schicksal des Ehemannes oder Vaters und bald auch selbst unter Repressionen. Sehr ähnlich werden die Gefühle in den Lebensgeschichten bei Scherbakowa beschrieben.

Detailliert geschildert werden die Umstände der Verhaftung und Aufnahme in das Gefängnis, die Haftbedingungen, Verhöre, die Urteilsverkündung und die Lebensumstände im Gulag. Das ist alles nicht neu, man kennt es aus diversen Memoiren und Dokumentarfilmen, aber man findet es hier noch einmal in konziser alltagsgeschichtlicher Darstellung und übersichtlich gegliedert. Die entsprechenden Kapitel lassen sich zweifelsohne auf das Gros der damals Repressierten generalisieren. Betroffen machen die Berichte über die systematischen Methoden der Erniedrigung, Demütigung, Demoralisierung und Zermürbung, die der NKVD anwandte und die sich schon allein durch die menschenunwürdigen sanitären Zustände in den Gefängnissen und die Unterstellung der politischen unter die Aufsicht

der kriminellen Häftlinge ergaben. Erschreckend sind die Erzählungen über den körperlichen Verfall im Lager.

Die Suche nach Erklärungen für die eigene Verhaftung war für die Kommunistinnen ein Dilemma. Die meisten betrachteten ihre Verhaftung als einen „Irrtum“, der sich bald aufklären würde. Andere suchten – immer noch loyal zur Partei – nach Ursachen in ihrer eigenen Person – nicht bei den Repressionsorganen und tradierten damit das klassische Beziehungsmuster zwischen Partei und Genosse. Sie brachten den Maßnahmen der Partei Verständnis entgegen, wiesen die Schuld an der Verhaftung imaginären Denunzianten, Trotzkisten oder Karrieristen im NKVD zu. Nach der Verurteilung und im Lager ging das Grübeln weiter. Manche versuchten daraus Kraft zu schöpfen, daß sie das Lager als „Feuerprobe“ für ehrliche Kommunisten verklärten und hofften, bald entlassen zu werden. Das harte Leben im Lager verdrängte dann allmählich die Grübeleien. Die Häftlinge wurden apathisch, das tägliche Überleben nahm alle Kräfte in Anspruch. Erklären konnten sich die kommunistisch eingestellten Häftlinge ihre Verhaftung ohnehin nicht, weil sie das stalinistische System und seine terroristische Politik nicht durchschauten. Davon zeugen auch die Eingaben und Beschwerden, die sie an höhere Stellen richteten.

Neues liest man im Abschnitt über die Politik der SED gegenüber den Verurteilten, auch wenn die Darstellung – verglichen mit den vorangegangenen Abschnitten – hier eher umständlich und langwierig ist. Die SED war an der Remigration der Inhaftierten oder inzwischen in die Verbannung Entlassenen nicht interessiert. Nach Stalins Tod entließen die Sowjets ehemalige Politmigranten in die DDR, ab 1955 setzten sich die SED und das Außenministerium der DDR für die noch Verbliebenen ein. Die SED überprüfte das Verhalten der Genossen im sowjetischen Exil, begegnete ihnen mit Mißtrauen und Argwohn. Für den offiziellen Gebrauch verfaßte Lebensläufe durften die Haft in der Sowjetunion nicht enthalten, die Remigranten mußten über die Verfolgung in der Sowjetunion schweigen und durften häufig ihren Wohnsitz nicht frei wählen. Die Manipulation und Geschichtsklitterung mündete bei fast allen in der Erklärung zu „Verfolgten des Naziregimes“. Man kümmernte sich um die Integration, vor allem aber um die Kontrolle der Remigranten.

Von den Respondenten Starks wandte sich nur eine einzige nach 1945 von der KPD bzw. SED ab. Zwei andere, die zuvor nicht Mitglied der KPD gewesen waren, traten sogar nach ihrer Rückkehr in die DDR aus Dankbarkeit für die Aufnahme in die SED ein – aus freien Stücken, wie sie im Interview betonten. Die negativen Erfahrungen in der Sowjetunion hatten den meisten nicht den Glauben an den Kommunismus genommen, manche ließen sich in weiterer Folge sogar von der Stasi anwerben.

VI. Ausblick

Aus dieser selektiven Besprechung einiger Titel ein für die gesamte Stalinismusforschung geltendes Fazit zu ziehen, wäre vermessen. Dennoch läßt sich schon aus den wenigen vorgestellten Büchern erkennen, daß die Neue Kulturgeschichte unsere Kenntnis der Stalinära mit Fragestellungen und Erkenntnissen bereichert, die früher vernachlässigt worden waren. Einige der genannten Beispiele zeigen allerdings, daß die kulturgeschichtliche Orientierung auch die Versuchung birgt, sich in der Deskription von Einzelheiten und in Deutungen zu verlieren, die für das Verständnis des Gesamtphänomens Stalinismus für sich allein keinen oder wenig Erklärungskraft haben. So wie eine Ereignisgeschichte, die sich lediglich auf die faktographische Aneinanderreihung von Details beschränkt, unbefriedigend bleibt, bedarf auch die Kulturgeschichte künftig in stärkerem Maße der Konzepte, Forschungshypothesen und Erklärungsmodelle. Mit dem Paradigmenwechsel allein, der zwei-

fellos Abwechslung und frischen Wind gebracht hat, ist es noch nicht getan. Künftige Forschungen werden auf dem bisher Geleisteten aufbauen können, sich aber verstärkt um die Einbindung in größere Erklärungszusammenhänge bemühen müssen.

- 1 Vgl. z.B. Stefan Plaggenborg, Die wichtigsten Herangehensweisen an den Stalinismus in der westlichen Forschung, in: Ders. (Hg.), *Stalinismus. Neue Forschungen und Konzepte*, Berlin 1998, S. 13-34.
- 2 Die hier besprochenen Titel stellen nur eine kleine Auswahl dar. Für umfassendere Forschungsüberblicke vgl. Stefan Plaggenborg, Grundprobleme der Kulturgeschichte der sowjetischen Zwischenkriegszeit, in: *Jahrbücher für Geschichte Osteuropas* 48 (2000), S. 109-118; Gábor T. Rittersporn, New Horizons. Conceptualizing the Soviet 1930s, in: *Kritika* 2 (2001), S. 307-318; Laura Engelstein, *Culture, Culture Everywhere. Interpretations of Modern Russia, across the 1991 Divide*, in: *Kritika* 2 (2001), S. 363-393.
- 3 Sheila Fitzpatrick (Hg.), *Stalinism: New Directions*. 377 S., Routledge, London, New York 2000.
- 4 Sheila Fitzpatrick, New Perspectives on Stalinism, in: *The Russian Review* 45 (1986), S. 357-373.
- 5 Vgl. z.B. Hans-Henning Schröder, Industrialisierung und Parteibükratie in der Sowjetunion. Ein sozialgeschichtlicher Versuch über die Anfangsphase des „Stalinismus“ 1928-1934, Berlin 1988; Stephan Merl, Die Anfänge der Kollektivierung der Sowjetunion. Übergang zur staatlichen Reglementierung der Produktions- und Marktbeziehungen im Dorf (1928-1930), Wiesbaden 1985.
- 6 Vgl. die ähnlichen Sammelbände von Manfred Hildermeier (Hg.), *Stalinismus vor dem Zweiten Weltkrieg. Neue Wege der Forschung*. Stalinism before the Second World War, München 1998 und Stefan Plaggenborg (Hg.), *Stalinismus. Neue Forschungen und Konzepte*, Berlin 1998.
- 7 Vgl. Jochen Hellbeck (Hg.), *Tagebuch aus Moskau 1931-1939*, München 1996.
- 8 Stephen Kotkin, *Magnetic Mountain. Stalinism as a Civilization*, Berkeley, Los Angeles, London 1995.
- 9 Sheila Fitzpatrick, *Everyday Stalinism. Ordinary Life in Extraordinary Times. Soviet Russia in the 1930s*. 288 S., Oxford University Press, Oxford 1999.
- 10 Sheila Fitzpatrick, *Stalin's Peasants. Resistance and Survival in the Russian Village after Collectivization*, New York 1994.
- 11 Jochen Hellbeck (siehe oben) vertritt hier einen anderen Standpunkt. Er argumentiert dezidiert gegen die Trennung von Privatem und Öffentlichkeit und sieht beide Bereiche als einen Verbund. Vgl. Jochen Hellbeck, Working, Struggling, Becoming: Stalin Era Autobiographical Texts, in: *The Russian Review* 60 (2001), S. 340-359.
- 12 Sheila Fitzpatrick, How the Mice Buried the Cat: Scenes from the Great Purges of 1937 in the Russian Provinces, in: *The Russian Review* 52 (1993), S. 299-320.
- 13 Corinna Kuhr-Korolev / Stefan Plaggenborg / Monica Wellmann (Hg.), *Sowjetjugend 1917-1941. Generation zwischen Revolution und Resignation*. 310 S., Klartext, Essen 2001.
- 14 Ähnliches habe ich in einer Fallstudie zum Bau der Moskauer U-Bahn festgestellt. Die dort in den dreißiger Jahren aktiven Kommunisten waren ganz deutlich durch den Bürgerkrieg geprägt, hatten im Bürgerkrieg ihre Schlüsselqualifikationen erworben und wandten damals eingelernte Verhaltensweisen, nämlich das Ausmachen und Bekämpfen von Feinden, in ihren späteren Funktionen als Standardlösung an. Vgl. Dietmar Neutatz, *Die Moskauer Metro. Von den ersten Plänen zur Großbaustelle des Stalinismus*, Köln, Weimar, Wien 2001, S. 318.
- 15 Stefan Plaggenborg, Jugend in Sowjetrußland zwischen den Weltkriegen, in: Ders. (Hg.), *Sowjetjugend 1917-1941*, S. 288-289.
- 16 Für einen Ansatz in Richtung auf ein Erklärungskonzept des „Kriegszustandes“ vgl. Dietmar Neutatz, *Die Moskauer Metro*, S. 315-324.
- 17 Vgl. Christopher R. Browning, Ganz normale Männer. Das Reserve-Polizeibataillon 101 und die „Endlösung“ in Polen, Reinbek 1993.
- 18 Dietrich Beyrau (Hg.), *Im Dschungel der Macht. Intellektuelle Professionen unter Stalin und Hitler*. 399 S., Vandenhoeck & Ruprecht, Göttingen 2000.
- 19 Sarah Davies, *Popular Opinion in Stalin's Russia. Terror, Propaganda and Dissent, 1934-1941*, Cambridge 1997.
- 20 Bernd Bonwetsch / Robert W. Thurston (Hg.), *The People's War: Responses to World War II in the Soviet Union*. 275 S., University of Illinois Press, Urbana, Chicago 2000.
- 21 Alexander Dallin, Deutsche Herrschaft in Rußland 1941-1945, Düsseldorf 1958, S. 231.
- 22 Elena Zubkova, *Poslevoennoe sovetskoe obščestvo: politika i povsednevnost', 1945-1953 gg.* 231 S., Rossipen, Moskva 1999.
- 23 Jeffrey Brooks, *Thank You, Comrade Stalin! Soviet Public Culture from Revolution to Cold War*. 319 S., Princeton University Press, Princeton, New Jersey 1999.

- 24 Karen Petrone, *Life Has Become More Joyous, Comrades: Celebrations in the Time of Stalin*. 266 S., Indiana University Press, Bloomington, Indianapolis 2000.
- 25 Susanne Schattenberg, *Stalins Ingenieure. Lebenswelten zwischen Technik und Terror in den 1930er Jahren*, München 2002.
- 26 Olga Litvinenko / James Riordan (Hg.), *Memoirs of the Dispossessed. Descendants of Kulak Family Tell Their Stories*. 110 S., Bramcote Press, Nottingham 1998.
- 27 Vgl. z.B. Stephan Merl, *Das System der Zwangsarbeit und die Opferzahl im Stalinismus*, in: *Geschichte in Wissenschaft und Unterricht* 46 (1995), S. 227-305.
- 28 Irina Scherbakowa, *Nur ein Wunder konnte uns retten. Leben und Überleben unter Stalins Terror*. 268 S., Campus, Frankfurt am Main 2000.
- 29 Ebd. 103.
- 30 Ebd. 114.
- 31 Meinhard Stark, *„Ich muß sagen, wie es war.“ Deutsche Frauen des Gulag*. 287 S., Metropol, Berlin 1999.
- 32 Ebd. 12.
- 33 Vgl. z.B. Carola Tischler, *Flucht in die Verfolgung. Deutsche Emigranten im sowjetischen Exil 1933 bis 1945*, Münster 1996; Barry McLoughlin / Hans Schafranek / Walter Szevera, *Aufbruch, Hoffnung, Endstation. Österreicherinnen und Österreicher in der Sowjetunion 1925-1945*, Wien 1997; Hermann Weber, *„Weiße Flecken“ in der Geschichte: die KPD-Opfer der Stalinschen Säuberungen und ihre Rehabilitierung*, Berlin 1990; Ders. (Hg.), *Kommunisten verfolgen Kommunisten. Stalinistischer Terror und „Säuberungen“ in den kommunistischen Parteien Europas seit den dreißiger Jahren*, Berlin 1993; Ders./Ulrich Mähler (Hg.), *Terror: Stalinistische Parteisäuberungen 1936-1953*, Paderborn 1998.

Anschrift des Verfassers: Prof. Dr. Dietmar Neutatz, Albert-Ludwigs-Universität Freiburg, Historisches Seminar, Werthmannplatz, 79085 Freiburg, email: dietmar.neutatz@geschichte.uni-freiburg.de